PT
1337
B5
1916
PT.2

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

Über 4000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit und Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück M. 3.—.

Rudolf Hoffers, Apotheker,
Berlin 75, Koppenstr. 9.

Über 300000 im Gebrauche

Haarfärbekamm

(ges. gesch. Marke „Hoffera") färbt graues oder rotes Haar **echt** blond, braun od. schwarz. I. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. **M. 3.—.**

Rud. Haffers Kosmetisch. Laboratorium

Deutsches Erzeugnis

Flechtenkranke

aller Art wenden sich schriftlich oder mündlich an mich. Erteile gern jedem Rat und Hilfe, um von dem schrecklichen Übel befreit zu werden. Habe selbst 10 lange Jahre an der Flechte gelitten.

Wilh. Kremer, Essen-Ruhr C. N. 116,
Rüttenscheid, Straße 201.

Digitized by Google

Einige Winke, um widerstandsfähig und gesund zu bleiben.

Was die Gesundheit für jedes Individuum bedeutet, wie innig alle Lebensäußerungen, die Tätigkeit, die Freude an der Arbeit, die Leistungsfähigkeit, das Wohlbefinden damit zusammenhängen, erfährt jeder an seinem eigenen Leibe. Es weiß auch jeder, welche Folgen Störungen der körperlichen oder geistigen Gesundheit für die Familien haben und daß die Produktivität und Wehrkraft einer Nation, somit auch ihr Wohlstand, unmittelbar von den Gesundheitsverhältnissen abhängen. Letztere zu heben, ist man denn auch in Erkenntnis ihrer großen Bedeutung eifrigst bestrebt. Mannigfache hygienische Reformen legen Zeugnis ab von dem lebhaften Bedürfnis weiter Kreise, an diesen Aufgaben mitzuarbeiten. Ebenso ist es nicht genug zu begrüßen, daß uns Wissenschaft und Erfahrung zahlreiche natürliche Hilfmittel darbieten, um Krankheiten vorzubeugen, unsere Widerstandsfähigkeit zu erhöhen und unsere Gesundheit zu kräftigen. Auf einige dieser Mittel sei mit nachfolgenden Zeilen in aller Kürze aufmerksam gemacht.

Nach den neuesten Forschungen ärztlicher Autoritäten sind die meisten Krankheiten einem nicht gesunden Magen zuzuschreiben. Ist der Magen nicht in Ordnung, so kann er auch keine gesunden Säfte weitergeben. Bei Magenbeschwerden, Katarrh, Sodbrennen, schlechter Verdauung usw. sind nun mit **Wasmuth's Maxyd-Präparat** beispiellose Resultate erzielt worden. Es handelt sich um ein hochoxydiertes Magnesiumpräparat, das durch seinen Sauerstoffgehalt eine schmerzlose reinigende Wirkung des Magens und des Darmes und somit auch des Blutes bewirkt. Bei Magenleiden und Verdauungsbeschwerden sollte deshalb stets das durchaus unschädliche Maxyd-Präparat angewendet werden, zumal es schon für M. 1.— zu haben ist.

Eine sogenannte Blutreinigungskur sollte jeder mindestens einmal im Jahre vornehmen. Allerdings eine, die wirklichen Erfolg hat. Dieser Erfolg stellt sich unbedingt ein bei Verwendung des aus der Frangula-Rinde gewonnenen und einen billigen Ersatz der teueren Rhabarberwurzel darstellenden **Wasmuth'schen Frangula-Tees**, da er in seltener Weise das Blut reinigt und die Verdauung fördert. Besonders leistet er bei Hämorrhoidalleiden, Leberleiden, Milzleiden, habitueller Verstopfung, Wassersucht usw. vorzügliche Dienste. Er ist zu dem bescheidenen Preise von 25 Pfennig per Paket zu haben.

Mit dem denkbar besten Erfolg wird ferner seit Jahren bei allen Brust- und Lungenleiden der aus der Knöterich-Pflanze ge-

Digitized by Google

wonnene **Wasmuth'sche Knöterich-Tee** angewandt. Er ist von höchster kräftigender, adstringierender und blutverbessernder Wirkung und befördert in vorzüglichster Weise den Stoffwechsel. Husten und Auswurf werden durch ihn vertrieben und durch seine höchst wichtigen Bildungsstoffe Appetit und Wohlbefinden gesteigert. Auch er ist zu einem recht geringen Preise zu haben. (25 und 50 Pfennig per Paket.)

Bei Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrhen, dann aber auch bei Keuchhusten hat sich in gleicher Weise **Wasmuth's Fenchel-Honig** bewährt, da auch er vermöge seiner Stoffe stärkend, blutbildend, blutreinigend, nährend und appetitanregend wirkt. Jede Kur wird durch seine Verwendung auf das wertvollste unterstützt. Jedenfalls haben wir es in ihm mit einem wichtigen Heil- und Nährmittel zu tun, das unter den Heilfaktoren mit die erste Stelle einnimmt. Wasmuth's Fenchel-Honig ist in Flaschen zu 60 Pfennig und M. 1.— zu haben. Eine Probeflasche kostet 30 Pfennig.

Zum Schluß bleibe nicht unerwähnt, daß uns auch in **Wasmuth's Pain Killer** ein Mittel an die Hand gegeben wurde, das, da es schmerz- und krampfstillend sowie bazillentötend wirkt, bei Kopfschmerzen, Leibschmerzen, Ohren- und Zahnschmerzen, Magenverstimmungen, Rheumatismus, Gicht, Ischias, Muskel- und Gliederreißen und ferner bei Brandwunden, Verbrühungen, Schnittwunden, Abschürfungen, Verstauchungen usw. Tausenden rasch und sicher half. Aeußerlich oder innerlich angewandt, bewirkt Pain Killer eine baldige Linderung und vollständige Genesung. Der Preis der einzelnen Flasche stellt sich auf 60 Pfennig und M. 1.—.

Im Hinblick auf die mannigfachen Vorzüge vorstehend genannter Präparate ist es zu verstehen, daß sie von Tausenden als wahre Labsale bezeichnet werden. In gleicher Weise wird ärztlicherseits in stetig steigendem Maße bestätigt, daß mit ihnen die günstigsten Erfolge erzielt werden können. Aus diesen Gründen halten wir es für unsere Pflicht, die Kenntnis der Wasmuth'schen Präparate in immer weitere Kreise dringen zu lassen. Welche günstige Rückwirkung von ihnen auf die Gesundheit des Einzelnen, auf das Familienleben und endlich auf den nationalen Wohlstand ausgehen kann, liegt nur zu klar vor Augen. An alle, denen das Volkswohl aufrichtig am Herzen liegt, sei deshalb die Bitte gerichtet, für Einführung vorstehender Mittel nach Möglichkeit Sorge zu tragen.

Der Ratgeber über den Gebrauch der bewährten, durch Kaiserliche Verordnung freigegebenen Arzneimittel »Erste Hilfe« ist in den Niederlassungen der Firma **A. Wasmuth & Co., Hamburg 39** oder von dieser direkt kostenlos zu beziehen.

Digitized by Google

Zu der Erzählung „Siggis Liebe“ von M. E. v. Beust. (S. 17)
Originalzeichnung von J. Mukarovsky.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen
von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang
* 1916 *
Zweiter
Band

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Digitized by Google

Amerikan. Copyright 1915 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Giggis Liebe
Erzählung von M. E. v. Beust. Mit Bildern von J. Mukarovsky 5

Ich gab mein Leben!
Roman aus dem Jahre 1914 von Henriette v. Meerheimb (Fortsetzung) 25

Menschliche Wohnstätten in aller Welt
Von H. Wolffram. Mit 10 Bildern . . . 89

Haus Dehne und Sohn
Eine Familiengeschichte von Robert Misch . . 102

Feldgraue Presse
Von Franz Wichmann. Mit 4 Bildern . . 127

Der Brand der Kesselschmiede
Erzählung von Fritz Sänger 138

Triest
Von Max Nentwich. Mit 16 Bildern . . . 155

In Eile!
Auch eine Theatergeschichte von Thusnelda Schuster 171

Der Weltkrieg. Dreizehntes Kapitel
Mit 10 Bildern 179

Mannigfaltiges
Die Ärmel aus der Biedermeierzeit 211
Das Erbe Friedrich des Großen. Mit 2 Bildern 215
Die Rechnung des Popen 220
Schlechte Leumundszeugnisse 221
Die Menge russischer Überläufer 222
Ein ehrwürdiges Schriftstück 222
Vorbildliche Handlungsweise eines Herrschers 223

Digitized by Google

Seite

Des Narren weiser Rat 225
Ausgrabungen 227
Hunde im Kriegsdienst. Mit 3 Bildern . . 228
Ein verboxter Engländer 235
Unvollendete Sätze und ihre Wirkung . . 236
Der geschmuggelte Ungarwein 238
Eine alte angelsächsische Uhr 239
Ein salomonisches Urteil 240

Digitized by Google

Siggis Liebe.

Novellette von M. E. v. Beust.

Mit Bildern von J. Mukarovsky (Nachdruck verboten)

Als ich Siggi Oberg kennen lernte, war sie soeben aus der Pension gekommen. Es war noch vor dem Krieg, der mir im Unterstand Zeit zur Niederschrift läßt. Sie saß zum ersten Male neben ihrer jugendlichen Mutter in der Loge, die der Hofjägermeister schon seit Jahren innehatte. Der schmale Kopf ihres Vaters, der mit seinem glattrasierten Habichtsgesicht so gar nicht den Eindruck eines Forstmannes erweckte, tauchte hinter den beiden anmutigen Frauengestalten auf.

In der Pause machte ich der schönen Mutter die gewohnte Aufwartung. Die Gräfin büßte mit ihren klassischen Zügen durchaus nichts neben der Tochter ein, um so mehr als Siggi nicht regelrecht schön, sondern mit ihrem weichen Stumpfnäschen, den großen Blauaugen und dem lockeren braunen Haarschopf mehr lieblich war und neben der gereiften vollendeten Schönheit der Mutter sich nur durch die frische Jugend auszeichnete.

Die Gräfin hatte mit echt weiblichem Takt ihre und der Tochter Kleidung gewählt: sie selbst trug fließende mattgraue Seide und ihre schönen Perlen, Siggi ein fußfreies blaßrosa Kleid, am schlanken Hals nur einen in kleine Diamanten gefaßten Rubin. Die Kleine gab sich Mühe, ganz Dame zu sein, und wirkte in dieser wohlerzogenen Ruhe doppelt reizend; ein Kenner fühlte doch sofort das Temperament.

Frau Juliane forderte mich auf, den leeren Logenplatz einzunehmen, und so hatte ich Gelegenheit, Siggi zu beobachten.

Jung Siegfried hatte sein Schwert im ersten Akt geschmiedet und zeigte sich nun als gewaltiger Held im

Digitized by Google

Drachenkampf, sank nieder unter dem Eichenbaum und sang die wonnigen Weisen von seiner Sehnsucht nach dem Weibe. Wunderbar weich und süß quollen ihm die Töne aus der Kehle.

Unser Heldentenor Hans Merker galt für einen der vielversprechendsten Sänger der Gegenwart. Er gebot außer über eine herrliche Stimme über eine ausnehmend schöne Gestalt und riß mit seinem Spiel ebenso hin wie mit seinem vollendeten Gesang. Ich kannte ihn persönlich. Er war seit einem Jahre Witwer und Vater von zwei reizenden blonden Mädeln. Das hinderte natürlich nicht, daß er der „Schwarm" von Hunderten von älteren und jüngeren Frauenherzen der Residenz war. Ein gemütlicher, guter Familienvater, spielte er aber in natürlicher Schwäche und Eitelkeit, sobald er in der Öffentlichkeit sichtbar wurde, den bedeutenden Mann, zeigte sich seinen Verehrerinnen gern zwischen den reizenden Töchterchen, bald im Promenadeanzug auf der Luisenstraße, dem Bummel unserer kleinen Residenz, bald zu Pferde im Schloßgarten, die Zwillinge auf dicken braunen Shetlandponys neben sich.

Hans Merker tat es auch Siggi an. Es war weiter nicht erstaunlich, denn, wie gesagt, von hundert Frauen unserer Stadt schwärmten sicher siebzig für ihn. Immerhin fiel mir die Art ihrer Begeisterung auf, denn sie äußerte sich nicht wie bei den anderen in wildem Beifallgeklatsch und lebhaftem Rufen, sondern in einer vollkommen traumhaften Versunkenheit. Siggi rührte sich erst auf Anruf ihrer Mutter, und der Blick ihrer glänzenden Augen kehrte zurück wie aus unendlichen Fernen.

— — — — — — — — — — — — — —

Meine Versetzung nach Neustadt kam. Natürlich

Digitized by Google

schimpfte ich Stein und Bein. Ich hätte viel lieber noch ein halbes Jahr auf meine Schwadron gewartet und mußte nun das Vorpatentieren mit der „Verbannung" büßen. Da ich nicht nur bei den Dornburger Ulanen meine ganze Leutnantszeit verbracht hatte, sondern auch am Hof Dienste tat, schien es mir, als könnte ich nicht ohne Dornburg und Dornburg nicht ohne mich auskommen.

Aber es ging! Ich fand nach einigen Monaten das Leben in der kleinen Garnison sogar sehr behaglich und konnte ja auch immer mit drei Viertelstunden Bahnfahrt Dornburg erreichen, um mich einmal wieder in das „Großstadtleben" zu stürzen.

Zu den alljährlichen Herbstrennen waren wir Neustädter natürlich vollzählig drüben. Es gab wie immer ganz hübschen Sport, und ich genoß vergnügt das Zusammensein mit allen alten Bekannten. Frau Juliane hatte ich schon begrüßt. Auf meine Frage nach Siggi sah sie sich suchend um: „Sie wird mit meinem Mann auf dem Sattelplatz sein. Sie ist ein schrecklicher Pferdefex."

Nach einem Weilchen schlenderte ich dem Sattelplatz zu. Man führte eben die Pferde für das dritte Rennen herum, dessen Spannung Hans Merkers Karodame war. Der Sänger hatte sich kürzlich unter die Rennstallbesitzer begeben und ließ die dunkelbraune Stute vom Leutnant v. Röder, unserem jüngsten Offizier, reiten. Besitzer und Reiter standen beieinander. Zu den Zwillingen beugte sich eine schlanke Dame zärtlich herunter, und siehe da — als ich näher trat, entpuppte sie sich als die gesuchte Siggi.

Ich war ein klein wenig überrascht und neugierig, was meine schöne Freundin Juliane zu dieser neuesten

Digitized by Google

Bekanntschaft ihrer Tochter sagen würde, die sich durch den kleinen Röder, Siggis Vetter und Duzfreund, ganz selbstverständlich angebahnt hatte.

Siggi schloß sich nach herzlichem Abschied von den Mädchen mir an, und ich erinnere mich, daß es mir damals ohne jeden Argwohn auffiel, wie schweigsam

Digitized by Google

und seltsam verträumt sie mir schien — sie, die ich doch schon beim ersten Begegnen für ein kleines Sprühteufelchen gehalten hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Dann kam ich wohl vier Wochen nicht nach Dornburg.

Ein dienstfreier Tag im November reizte meine Vergnügungssucht, und ich telephonierte an Juliane Oberg, ob ich bei ihr Tee trinken dürfe.

Ahnungslos betrat ich kurz nach fünf Uhr die Villa am Steinplatz, die Graf Oberg sich vor einigen Jahren selbst gebaut hatte, weil die ihm zur Verfügung gestellte Dienstwohnung seinen Ansprüchen an einen vornehmen Haushalt nicht genügte.

In Frau Julianes Teezimmer stand alles für ein gemütliches Plauderstündchen bereit, nur die Hausfrau fehlte noch. Ich wartete geduldig und hörte aus der Ferne, wo des Grafen Zimmer lagen, erregte Stimmen. Endlich wurde eine Tür heftig aufgestoßen, und Siggis sonst so weiche Kinderstimme rief bestimmt: „Ihr könnt sagen, was ihr wollt. Es hilft nichts! Ich weiß, was ich will!"

O wie energisch! dachte ich, und schon hob sich der seidene Vorhang, und Siggi erschien mit hochroten Wangen und Augen.

Einen Augenblick stutzte sie, dann flog sie auf mich zu und ergriff meine beiden Hände. „Oh, Herr v. Krafft," flehte sie leidenschaftlich, „Sie sind der Eltern bester Freund. Sie müssen mir helfen! Sie müssen! Mama hört sicher auf Sie!"

„Aber wie gern," versicherte ich bereitwillig. „Was haben Sie denn für wichtige Wünsche, kleine Gräfin?"

Siggi warf den Kopf zurück. „Ich bin nicht klein," sagte sie und reckte sich auf. „Ich will heiraten."

Digitized by Google

„Oho," rief ich lachend, „ſchon? Und wen, wenn ich fragen darf?"

„Hans Merker."

Ich dachte, mich ſollte der Schlag rühren. Ein ſchlaues Geſicht habe ich wahrſcheinlich nicht gemacht, denn Siggi wurde ganz böſe.

„Bitte, ſeien Sie nicht ſo ſtarr! Es bleibt dabei, und Papa und Mama müſſen ja ſagen!" Dazu ſtampfte ſie auf, und aus den Augen blitzte ein unbezähmbarer Trotz.

Da hob ſich der Vorhang wieder, und Frau Juliane erſchien, ſtreng wie eine zürnende Göttin.

„Du gehſt ſofort auf dein Zimmer, Siggi!"

„Ich habe Herrn v. Krafft ſchon alles erzählt, und ich ſage es auch allen Leuten, daß ich mit Hans Merker verlobt bin."

Die Gräfin ſchaute mich hilfeſuchend an; die angenommene Strenge wich ſchon wieder aus ihren Zügen, und ſie ſah viel mehr unglücklich als erzürnt aus.

„Aber Siggi," ſagte ich nun vorwurfsvoll, um der armen Mutter beizuſtehen, „er iſt ja Witwer!" Schlaueres fiel mir im Augenblick nicht ein.

„Das iſt mir gleich," meinte Siggi ſchnippiſch. „Er iſt jünger als Sie, und die Zwillinge ſind entzückend."

Da hatte ich mein Fett weg, und hilflos ſchwieg ich nun auch.

„Alſo gut, ich gehe hinauf," ſagte Siggi nun großartig zu uns zwei Salzſäulen. „Aber Mama, ich ſage dir gleich, es bleibt dabei!" Damit verſchwand ſie.

Frau Juliane hatte Tränen des ohnmächtigen Zorns in den Augen, als wir uns niederſetzten.

„Ja, liebe Gräfin," begann ich nun weiſe, „Siggi wußte ja wohl immer, was ſie wollte. Und Sie und

Digitized by Google

Ihr Gatte haben, wie die böse Welt erzählt, meistens das getan, was Siggi sich vorgenommen hatte."

„Aber diesmal geht es doch wirklich nicht! Denken Sie doch nur" — sie zählte an den schlanken Fingern, den Ton dramatisch steigernd — „er ist bürgerlich, er ist Witwer, und er ist Sänger!"

Die Tränen rollten nun wirklich, und ich vollendete: „Und die schöne Gräfin Juliane wird Stiefgroßmutter von Zwillingen!"

„Ich denke nicht daran!" sagte sie entschlossen. „Mein Mann schreibt ihm eben einen sehr deutlichen Brief. Und Max Röder nehmen Sie, bitte, in meinem Namen vor. Siggi hat durch ihn und die für den Sänger unpassende Reiterei diesen Bühnenhelden kennen gelernt."

Ja, Frau Juliane fing an, sich zu beruhigen. Siggi würde schon Vernunft annehmen, der grobe Brief würde helfen, und wir tranken ganz friedlich unseren Tee und entsetzten uns noch ein bißchen über die Unverschämtheit dieses Herrn Merker.

Er war der Sohn eines Zigarrenhändlers — man denke! — und wagte es, um Siggi Oberg anzuhalten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und doch hielt ich nach zwei Monaten, als ich kurz nach Neujahr von einem Ausflug nach dem Süden zurückkam, die Vermählungsanzeige von Gräfin Sigrid Oberg mit dem Königlichen Kammersänger Hans Merker in der Hand.

Also doch! Alle Anerkennung, kleine Siggi! Dein Trotzkopf muß eisenhart sein, daß du das durchgesetzt hast! —

Ich erfuhr bald das Nähere. Die Eltern hatten endlich nachgegeben, aber unter der Bedingung, daß

Digitized by Google

Merker Dornburg verließ. Obergs Einfluß hatte leicht eine Lösung des Vertrags herbeigeführt, und Merker lebte seitdem mit seiner jungen Frau in Wiesbaden und machte Gastspielreisen.

Wie ich hörte, führte Frau Siggi Merker einen sehr großartigen Haushalt. Sie brachte ihrem Gatten ein eigenes Vermögen von einer Viertelmillion mit, dessen Zinsen allerdings nicht entfernt die Kosten des Lebens, wie sie es gewohnt war, deckten. Wo sollte sie auch rechnen gelernt haben mit ihren siebzehn Jahren?

Hans Merker, der immer berühmter werdende Tenor, wurde aber glänzend bezahlt. Sechs-, achthundert, ja tausend Mark brachte jeder Abend. So reiste er denn von Wiesbaden nach Königsberg, von Königsberg nach Hamburg, von Hamburg nach Bukarest und von Bukarest nach Stockholm. Überall begleitete ihn seine reizende kleine Frau, saß in entzückenden Kleidern in den Proszeniumslogen und lauschte hingerissen seinem wunderbaren Gesang. Und überall regnete es Gold.

Im März kam ich für einige Wochen nach Wiesbaden und machte natürlich meine Aufwartung im Hause Merker.

Siggi war hübscher und sprühender denn je und zu ihrem Stolz ein großes Stück gewachsen. Ich mußte gleich zum Frühstück bleiben. Merker sollte um ein Uhr von einer geschäftlichen Besprechung zurück sein.

Als er etwas verspätet erschien, fiel ihm Siggi trotz meiner Gegenwart strahlend um den Hals und küßte ihn nach allen Regeln der Kunst so ab, daß ich ordentlich neidisch wurde. Er, der ruhige und bedeutend ältere Mann, wehrte etwas verlegen ihrem Ungestüm, und ich dachte mir: „Wie schade, kleine

Digitized by Google

Siggi, daß du nicht länger in den Händen der ruhigen Mutter bliebst! Wo soll so viel Leidenschaft enden?"

Während wir aßen, durften die Zwillinge erscheinen, und es söhnte mich gleich wieder mit der kleinen Frau aus, als ich sah, wie herzig und lieb und ein klein

Digitized by Google

wenig würdevoll sie mit den Kindern umging. Aber man fühlte doch deutlich, daß die Freundlichkeit zu ihnen nur eine Liebesgabe für ihren Hans war.

„Also, Hans, wohin geht es nun?" erkundigte sie sich dann eifrig.

Er las von einer Liste die nächste Reise ab — durch halb Europa in vier Wochen!

„Um Gottes willen," sagte ich unwillkürlich, „das ist ja eine wahnsinnige Anstrengung! Wie können Sie jeden zweiten Abend Wagner singen und dazwischen die großen Reisen machen?"

Merker lächelte etwas verlegen, aber ehe er noch antworten konnte, rief seine Frau begeistert: „Oh, das kann Hans alles! Was denken Sie! Er ist immer frisch und bei Stimme, auch wenn er eben aus dem Zuge steigt. Oh, und ich freue mich auf die Reise! So weit waren wir noch nie! Gelt, Liebling, du mußt mir alles zeigen, was es Schönes gibt!"

Auch das noch! dachte ich mitleidig. Armer Merker! Und zum ersten Male kam mir der Gedanke, ob der schöne Mann die seiner Eitelkeit schmeichelnde Heirat mit der Gräfin Oberg nicht reichlich teuer bezahlte.

— — — — — — — — — — — — —

Ich war während meines Aufenthaltes in Wiesbaden viel bei Merkers. Sie machten, wie gesagt, ein großes Haus, und ich hatte doch auch wieder meine Freude an der jungen Frau, wenn ich sah, wie sie mit den ihr fremden Elementen des großen Verkehrskreises fertig wurde. Die Courmachereien der unwiderstehlichsten Jünglinge prallten wirkungslos an ihr ab. Sie war eben geschützt durch ihre abgöttische Liebe zu ihrem Hans, die sie aber auch reichlich zur Schau trug.

Na ja, sagte man immer entschuldigend, wenn sie

Digitized by Google

ihm mal wieder im großen Kreise plötzlich um den Hals fiel, sie ist ja noch nicht achtzehn Jahre!

Wie oft wurde ich gefragt und überhört! Wie konnten die Eltern das nur zugeben, meinten die meisten. Sie mußten wohl ja sagen? fragten die Boshaften. Ich tat damals in meinem Inneren heilige Gelöbnisse, wenn ich selbst einmal heiraten sollte, meine Kinder so zu erziehen, daß sie auch als Erwachsene meinen Willen achteten; denn ich sah hier, was aus der blinden Verwöhnung eines angebeteten einzigen Kindes werden kann.

Siggi hatte nie gelernt, an andere zu denken. Daß ihr Mann arbeitete, ehrlich und fleißig, um ihre oft unsinnigen Ausgaben zu bestreiten — der Gedanke kam ihr wohl nie. Die zehntausend Mark, die ihr festgelegtes Vermögen an Zinsen einbrachte, reichten kaum für ihre Kleider. Zu seinem Geburtstag hatte sie sich für sechstausend Mark malen lassen, brachte ihm „gelegentlich" einen prächtigen Ring mit, der ihr in der Wilhelmstraße aufgefallen war, und kaufte den Zwillingen die entzückendsten Spielsachen und noch entzückendere Kleidchen, Hüte und Mäntel.

Mir schwindelte manchmal, und ich sah oft in ihres Gatten Augen einen förmlichen Schrecken, wenn sie auspackte. Er bat dann wohl, sie solle vernünftiger sein und mehr rechnen, und ich stand ihm tüchtig bei, was ich mir als alter Freund erlauben konnte.

Aber Siggi lachte uns einfach aus. „O Hans, du Knauser! — Denken Sie nur, Herr v. Krafft, jetzt bekommt er zwei- und dreitausend Mark für den Abend, und da soll ich mir nicht einmal einen Hut für achtzig Mark kaufen! Und er steht mir doch so gut! — Sieh nur, Hans!"

Digitized by Google

Und sie sprang vor den Spiegel, drehte und wendete sich, ergriff dann das Gebilde und stülpte es dem geliebten Hans auf den Kopf. „Entzückend siehst du aus, Geliebter!“ jubelte sie und küßte ihn so stürmisch, daß das Pariser Modell auf dem Teppich endete. —

Üben durfte er nie, wenn sie in der Nähe war, und mußte sich mühselig die Stunden dazu zusammensuchen, in denen sie allein ausging. Kam sie aber nach Haus und hörte ihn Übungen singen, stürmte sie ins Musikzimmer, klappte ihm den Klavierdeckel zu und verbot ihm unter tausend Küssen das „scheußliche Geheul“.

„Aber geliebter Hans, du singst doch schöner als irgend jemand! Was plagst du dich mit solchem Zeug! Habe lieber deine kleine Siggi lieb!“

Und der geliebte und nicht weniger verliebte Hans widerstand ihrer Tyrannei ebensowenig wie früher die Eltern. Seine Rollen studierte er bei dem ihm befreundeten zweiten Opernkapellmeister. Der klagte mir einmal, als ich ihn bei einem Fest im Hause kennen lernte, daß die neue Ehe Merkers Stimme nicht bekäme. Der Mann hatte gehört, daß ich ein Freund von Siggi sei, und bat mich, sie zu beeinflussen, daß sie ihren Mann nicht so umherhetzen solle. Er sänge zuviel, übe zu wenig und gönne sich selbst bei Abgespanntheit und Müdigkeit keine Ruhe. Er singe jetzt sogar, um Geld zu verdienen, viel für Grammophonplatten.

— — — — — — — — — — — — —

Das alles war das Vorspiel. Der Zusammenbruch kam auf der Reise.

In Bukarest wurde der Ring gegeben.

Am Siegfriedabend tat die wabernde Lohe nicht richtig mit. Während Siegfried zu Brunhilde in den Vordergrund trat, war schon Unruhe hinter den Kulissen.

Digitized by Google

Das Feuer, anstatt in sich zusammenzusinken, stieg vielmehr höher auf, schlug plötzlich in riesengroßer Flamme an der Esche empor und ergriff die Kleider der beiden.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch den Zuschauerraum und erstarb im Rasseln des rasch fallenden eisernen Vorhangs.

Die junge Frau des Siegfried, die in der rechten Proszeniumsloge saß, gebärdete sich wie eine Rasende. Man brachte sie endlich erschöpft und zusammengebrochen in ihr Hotel, den an Arm und Rücken schmerzhaft verbrannten Sänger aber ins Krankenhaus. Und die arme kleine Siggi, die eigentlich gar nicht hätte reisen sollen, wurde infolge der Katastrophe schwer krank und verlor die Hoffnung, ihrem Gatten einen kleinen Hans schenken zu können. —

Frau Juliane hatte man telegraphisch nach Budapest gerufen, die jungen Leute zu holen. Sie konnte nur die nun ganz zerbrochene Siggi mitnehmen, da Merker noch nicht reisefähig war.

Unter sorgsamer Pflege erholte sich Siggi in dem kleinen, waldumhegten Schloß Oberg; aber es ging langsam, sehr langsam, und sie verlangte mit einem unendlichen Eigensinn immer wieder, daß Hans kommen und singen solle.

Um sie zu beruhigen, schaffte die Gräfin ein Grammophon an, und nun konnte man täglich in dem stillen Park die wunderbare Tenorstimme hören, wie sie bald in weichem Piano schwelgte, bald triumphierend die Höhe herausschmetterte*).

Auch die Zwillinge, die man kommen ließ, konnten Siggi nicht aus ihrer Teilnahmlosigkeit bringen. Sie

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

winkte nur müde, sie sollten gehen, und Hans solle kommen. Erst wenn sie seine Stimme aus dem Grammophon hörte, beruhigte sie sich und schlief ein. —

Die Ärzte versprachen sich völliges Genesen durch das Wiedersehen mit dem Gatten. Man tröstete die Gräfin, daß man ähnliche Fälle, die sich meist bald wieder höben, schon oft gehabt habe. Die junge Frau habe eben etwas zu früh geheiratet, sei eigentlich noch zu zart gewesen, habe ein unruhiges Leben geführt, anstatt sich zu schonen, und jenen wahnsinnigen Schrecken und die Angst um den geliebten Mann mit der nachfolgenden Krankheit durchgemacht. Da sei dieser Nervenzusammenbruch kein Wunder. Man solle nur den Gatten sobald wie möglich kommen lassen, dann würde sie bald gesund sein. —

Nach sechs Wochen wurde Merker aus dem Krankenhaus entlassen. Er kam mit einer grauenhaften Narbe an Hals und Genick und — ohne Stimme!

— — — — — — — — — — — — — —

Das Wiedersehen zwischen den beiden Gatten war herzzerreißend. Siggi fiel ihm um den Hals, ganz die alte, und die Mutter weinte im Hintergrund vor Freude, weil sie glaubte, nun sei alles gut. Hand in Hand wandelten die beiden im romantischen Oberger Park, und Siggi lächelte selig im Arm des so lange Vermißten.

Ich hatte auf Frau Julianes Wunsch Merker herbegleitet, der Arzt hatte gebeten, das Wiedersehen möglichst harmlos und heiter zu gestalten. Da konnte ich als guter Freund der Beteiligten wohl nützen.

Am späten Nachmittag eines warmen Sommertages waren wir angekommen. Würzig und herb duftete der Wald, in den Oberg eingebettet liegt. Als wir bergan fuhren, schüttete mir Merker sein Herz aus. Ihn quälten Zukunftssorgen. Von dem ersungenen Geld, das er

Digitized by Google

während seiner ersten Ehe gesammelt hatte, war ein Teil in Wiesbaden, ein Teil bei seinem Krankenaufenthalt in Ungarn draufgegangen. Übermäßig viel war es nicht gewesen, denn Merker hatte im Vertrauen auf weiteren Verdienst, der sich mit seinem Ruhm zugleich steigerte, auch schon vor der Ehe mit Siggi gut gelebt und nur wenig zurückgelegt. Sein Bruder, der das väterliche Geschäft übernahm, habe ihm die Teilhaberschaft angeboten. Mit dem Rest seines Geldes könne er dort eintreten, und damit wäre für ihn und die Kinder gesorgt. — Aber Siggi?

Hans Merker sah mich mit seinen vielumschwärmten Blauaugen förmlich flehend an bei dieser Frage. Ja, Siggi!

„Raten Sie mir, Herr v. Krafft, was ich tun soll! Ich bin es doch meinen Kindern schuldig, die freundlich helfende Hand meines Bruders zu ergreifen. Bis ich Sänger wurde, war ich Angestellter meines Vaters. Ich verstehe das Geschäft und verdiene dort sofort. Aber ich muß mit meinem Bruder hinter dem Ladentisch stehen. Meine Schwägerin hilft auch im Geschäft. Und dazu Siggi!"

Rat wußte ich da auch nicht und war froh, daß mich das Ende der Fahrt einer Antwort überhob.

Dann kam das Wiedersehen. Merker schien bei Siggis Jubel alle Sorgen zu vergessen, und wir überließen die beiden gern sich selbst. Die Gräfin erzählte mir, als wir auf der Terrasse Tee tranken, von der sorgenvollen Zeit, die sie hinter sich hatte. Sie erwähnte mit keiner Silbe, daß sie schon von Merkers geplantem Berufswechsel wisse, und ich hatte nicht das Herz, ihr Eröffnungen zu machen, wo sie gerade nach langem Kummer aufatmete und freudiger in die Zukunft schaute.

Digitized by Google

Aber während meine Blicke talabwärts glitten, wo sich im Gold der untergehenden Sonne der Wildbach schlängelte, sah ich im Geiste immer Siggi, wie sie hell auflachte beim bloßen Gedanken an die Zigarren verkaufende Verwandtschaft.

— — — — — — — — — — — — —

Armer Merker! Die Verlegenheit, seine vornehme Frau in die geschilderte Umgebung bringen zu müssen, blieb ihm erspart.

Und wer weiß? Vielleicht war es gut so!

Wir aßen ganz einträchtig alle vier zu Abend. Es schien, als wäre alles wie sonst. Siggi hatte sich besonders gut gekleidet, was nach ihrer bisherigen Gleichgültigkeit gegen ihr Äußeres ein weiterer Fortschritt schien. Sie war so ausgelassen und lustig wie früher, küßte ihren Hans ab, sobald der Diener einen Augenblick verschwand, neckte mich mit meiner törichten Ehelosigkeit und schwatzte vom Hundertsten ins Tausendste. Wir anderen drei waren mit vergnügt, denn sie schien wirklich gänzlich geheilt und die größte Sorge damit aus der Welt geschafft.

In dem mit Gehörnen überreich gezierten Jagdzimmer steckten wir uns Zigaretten an.

Da nahm Siggi plötzlich ihren Gatten unter den Arm und sagte: „Hans, jetzt mußt du singen."

Sie zog ihn ins Nebenzimmer zum Flügel und schlug in weichen Akkorden die Motive an, mit denen er sich in jener ersten Siegfriedvorstellung damals in ihr Herz gesungen hatte. Mit leuchtenden Augen sah sie zu ihm empor, wartend, daß er einsetzen solle.

Ich hielt die Gräfin zurück. Die Mitteilung seines Verlustes sollte Merker nicht durch unsere Gegenwart erschwert werden. Während ich Frau Juliane aufklärte,

Digitized by Google

beobachtete ich die beiden im Nebenzimmer. Siggi saß noch am Flügel und schaute zu ihm, der mir den Rücken

zudrehte, empor. Sie lächelte zuerst vergnügt und erwartungsvoll, und mir fiel auf, zu welch großer Schönheit sie sich im Laufe des letzten Jahres entwickelt hatte.

Digitized by Google

Und dann sah ich, wie plötzlich etwas in diesem strahlenden Gesicht erlosch. Sie stand auf und wehrte mit einer lässigen Bewegung den immer noch eifrig Sprechenden ab. Langsam schritt sie durch das Zimmer, und ihre grüne Schleppe fegte wie eine Schlange über das alte, eingelegte Parkett. In der Ecke stand ihr Grammophon. Sie legte eine Platte auf und ließ sich in den Sessel sinken, von dem aus sie immer zuhörte. Weich und schmelzend klang Merkers verlorene Stimme aus dem Apparat und sang von Jugend und Kraft und der süßen Sehnsucht nach dem Weib.

Befriedigt schloß die junge Frau die Augen. Wie immer, wenn sie seiner Stimme lauschte, lehnte sie sich zurück und lächelte selig und verträumt.

— — — — — — — — — — — — — —

Und so ist es geblieben.

Merker war ihr gleichgültig geworden, nur seine Stimme liebte sie noch. All unsere Mühe führte zu nichts. Weder seine rührenden Bitten noch unser bald schonendes, bald dringendes Zureden änderten ihr Benehmen und ihre Gleichgültigkeit. Der Arzt zuckte die Achseln, ließ Fachausdrücke fallen und riet dem Gatten und der Mutter, Geduld zu haben. Die Zeit habe in solchen Dingen schon oft Besserung gebracht.

Mir aber gestand er, daß er den Fall für hoffnungslos halte. Die junge Frau werde wohl körperlich gesund werden, aber der Geist könne eben jenes furchtbare Erlebnis nicht verwinden. Seine letzte Hoffnung sei die Wiedersehensfreude gewesen.

„Wissen Sie," sagte der erfahrene Psychiater, „es laufen ja Hunderte so harmloser Kranker mit irgend einer fixen Idee in der Welt herum. Lassen wir die junge Frau nur bei ihrem Wahn. Sie wird dabei verhält-

Digitized by Google

nismäßig glücklich und kaum tiefer in den Graben kommen."

Nach Wochen reiste Merker ab. Er ging nach Neustadt zu seinem Bruder und wurde ein fleißiger Geschäftsmann.

Im Einverständnis mit Siggis Eltern leitete er die Scheidung ein, die bald vollzogen wurde — wegen unheilbarer Krankheit der Ehefrau.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich gehe täglich auf meinem Weg zur Kaserne an dem Merkerschen Zigarrengeschäft vorbei, und jedesmal, wenn es die Zeit erlaubt, unterhalte ich mich mit Vater Merker. Die Zwillinge sind längst Schulmädchen, haben die blonden Locken in steife Zöpfe geflochten und tragen unglaublich widerstandsfähige karierte Kleider.

Hans Merker ist bei dem ruhigen Leben recht behäbig geworden und spricht wieder ganz den heimatlichen Dialekt, wenn er mir gemütlich plaudernd die Zigarren abzählt. Spricht er auch manchmal seufzend von seiner Glanzzeit, so fühlt er sich sicher im Grunde viel wohler in seiner jetzigen beschaulichen Umgebung.

Oben im Bergwald, wo der Wildbach unter der weißen Terrasse rauscht, darf ich bei der schönen jungen Frau Siggi, die immer stiller und menschenscheuer wird, als einziger neben ihren Eltern manchmal zu Gast sein. Dann wandern wir zusammen im Park und plaudern von „alten Zeiten". Sie spricht von ihrem Hans wie von einem Toten und bildet sich ein, daß es lange, lange Jahre her ist, daß sie ihn verlor.

Das achteckige Jagdzimmer hat sie in einen schneeweißen, lichten Tempel umwandeln lassen. Hinter

Digitized by Google

Blüten versteckt steht ihr Grammophon. Einige helle Polstersitze an der gegenüberliegenden Wand laden zur Rast. Dort sitzen wir beide dann und wann, und ich sehe jedesmal aufs neue mit stummem Staunen, wie der Klang der geliebten Stimme wundervolle Ruhe über sie ausgießt. Mit geschlossenen Augen lehnt sie im Sessel, lauscht regungslos und lächelt selig und verträumt.

Digitized by Google

Ich gab mein Leben!

Roman aus dem Jahre 1914 von Henriette v. Meerheimb

(Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Längs der einen Mauer, die den Küchengarten von dem Blumengarten trennte, an der Stelle einer verschmähten Kegelbahn, erstreckte sich zwischen hohen, jetzt noch kahlen, sperrigen Himbeersträuchern ein gerader Weg, an dessen Ende eine Scheibe aufgestellt war.

Jobst schoß schlecht; piff, paff, immer nur ein Loch in die Natur. Joachim, der außer Übung war, leistete auch nichts Besonderes, und Herr v. Kracht, sonst ein vorzüglicher Pistolenschütze, hatte heute keine ruhige Hand. Britta freute sich, daß sie als einzige fast immer mitten ins Schwarze traf. Die Vettern ärgerte das schließlich, sie gaben sich mehr Mühe; aber die Anzahl von Brittas Treffern konnten sie doch nicht mehr einholen.

„Sie ist Siegerin geblieben. May, krône sie," rief Jobst.

Die Scheibe leuchtete nur noch wie ein heller Fleck in dem unsicheren Licht der hereinbrechenden Dämmerung. Gegen den silbergrauen Abendhimmel standen die braunen laublosen Zweige der Bäume wie feine Federzeichnungen. Ein paar blaßrosa Wolkenfetzen zerflatterten über den moosbewachsenen Buchenstämmen.

„Da sind meine Veilchen!" May steckte den starkduftenden Strauß frischgepflückter Blumen in Brittas Gürtel.

„Danke, liebe May, Veilchen sind meine Lieblingsblumen."

„Warum haben Sie mir das nicht gesagt?" Kracht bemühte sich, ins Gespräch zu kommen. „Ich hätte

Digitized by Google

Ihnen einen großen Strauß mitgebracht. In Schmedkallen ist der ganze Rasen im Garten blau von Veilchen."

„Danke, ich liebe nur die aus Karwinden." Britta wollte die Pistolen erst ordentlich selber verwahren und sah zu ihrem Ärger, daß nur noch Herr v. Kracht bei ihr stehen geblieben war. Die Vettern und May entfernten sich mit einer geradezu absichtlichen Hast. Abscheulich, wie alle ihr diesen unwillkommenen Bewerber aufdrängten!

Vielleicht war's besser, Kracht nicht wie bisher immer im entscheidenden Augenblick das Wort abzuschneiden, sondern ihn ruhig seine Bitte vorbringen zu lassen. Mit einem glatten Korb mochte er dann heute abend nach Schmedkallen zurückkehren. So war sie ihn endlich los.

Herrn v. Kracht bewegten ähnliche Gedanken, nur daß er natürlich einen anderen Ausgang erhoffte. Brittas oft nicht einmal höfliche Abwehr hielt er für Mädchenlaunen, ihre schroffen Antworten für Äußerungen ihres lebhaften Temperaments, das ihn gerade anzog. Er liebte Britta wirklich, und Liebe weckt Gegenliebe.

„Finden Sie nicht, Fräulein Britta, daß es Tage gibt, an denen man das Gefühl hat: heute glückt dir alles?" fragte er plötzlich ziemlich unvermittelt.

Britta blieb stumm. Erst als er seine Frage wiederholte, drehte sie ihm ihr Gesicht voll zu. „Manchmal habe ich solche Glückszuversicht auch verspürt; aber meist betrog sie mich. Ich würde Ihnen auch raten, nicht zu fest darauf zu bauen, sonst bricht Ihnen am Ende bei der Rückfahrt nach Schmedkallen ein Rad, und Sie liegen mit Ihrem Glücksvertrauen im Graben."

„Möglich; wenn ich vor Freude nicht auf den Weg achtete."

Digitized by Google

Diese Wendung hielt Kracht für sehr geschickt. Denn wenn Britta ihn nun nach dem Grund seiner Freude fragte, fand er leicht die passende Anknüpfung für seine Werbung.

Aber Britta dachte nicht daran, ihm zu helfen. Sie nahm einen abgeschnittenen Tannenzweig vom Boden, schlug damit gegen die kahlen, tief herabhängenden Baumäste und pfiff leise irgend eine Melodie.

Kracht ging absichtlich immer langsamer. Wenn er bis zum Abendbrot noch anhalten und sich verloben wollte, wurde es Zeit; das blaue Schieferdach, die erleuchteten Fenster des Herrenhauses schimmerten schon deutlich durch die laublosen Baumgruppen zu ihnen herüber.

„Gehen Sie nicht so schnell, warten Sie eine Sekunde," bat er kurz entschlossen. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen." Und ehe sie abwehren konnte, war er schon mitten in seiner Werbung drin. Wie ein Sturzbach brauste der lange zurückgedämmte Redestrom an Brittas Ohr vorbei. Von seinem großen Besitz Schmedkallen, das dringend einer Herrin bedürfe, erzählte Kracht, dazwischen sprach er von Winterausflügen, Konzerten, Theater und anderen Genüssen. „Sie sind nie von Karwinden fortgekommen, Fräulein Britta. Sie werden erst jetzt sehen, wie schön die Welt ist," schloß er.

„Ich bin ganz zufrieden hier, ich möchte Ostpreußen nie verlassen."

„Das brauchen Sie auch nicht. Schmedkallen ist doch nächste Nachbarschaft von Karwinden. Wenn Sie wollen, können Sie Ihre Verwandten täglich sehen. Sie wissen, wie sehr ich Ihre Frau Tante verehre; mit Ihren Vettern stehe ich gleichfalls gut. Hindernisse gibt's nicht, wenn Sie einwilligen." Er streckte ihr mit bittendem Ausdruck die Hand hin.

Digitized by Google

Britta warf einen faſt feindſeligen Blick auf ihren Begleiter. Wie bedächtig er ging! Über dem Hemdkragen quoll der etwas ſtiernackige Hals hervor. Sein gutmütiges Geſicht erſchien ihr plump und gewöhnlich in den Zügen.

„Hinderniſſe gibt's ſonſt keine, Herr v. Kracht," ſagte ſie mit ſcharfer Betonung. „Und doch ſteht etwas zwiſchen uns, was unüberwindlich iſt."

„Was könnte das ſein?"

„Ich liebe Sie nicht."

„Lieben Sie einen anderen?" In der fahlen Dämmerung, die alles einhüllte, konnte er den Ausdruck ihres Geſichts nur erkennen, wenn er ſich ganz tief zu ihr beugte.

Ein unbezwinglicher Widerwille erfaßte Britta. „Das Recht zu dieſer Frage kann ich Ihnen nicht zugeſtehen, Herr v. Kracht."

Er lächelte. „Sie kennen ja außer Ihren Vettern kaum einen Herrn."

„Das iſt richtig."

„Alſo nur Phantaſie- und Romanhelden können mir im Wege ſtehen. Den Kampf mit dieſen Geſpenſtern will ich aufnehmen."

„Sie werden nicht ſiegen."

„Ich weiß wohl, daß ich nicht ſo bin, wie junge Mädchen es ſich träumen," ſagte Kracht beſcheiden. „Aber Britta, ich liebe Sie von ganzem Herzen, ich werde nie eine andere lieben. Wollen Sie nicht verſuchen, ein klein wenig Neigung zu mir zu faſſen. Damit will ich mich begnügen. Wenn wir verheiratet ſind, werden Sie mich lieben lernen."

Ein Schauder ſchüttelte Brittas ſchlanken Leib. Sie blieb hart an dem Rande des Teichs ſtehen, auf dem

Digitized by Google

ein paar weiße Schwäne lautlos hin und her schwammen. Weiden tauchten ihre Äste tief in das dunkle Wasser. Ein Hauch von Schwermut lag über dem stillen Gewässer. Ein vereinzelter Stern leuchtete auf. Einsam im Weltall! Langsam ruderten die Schwäne dem Ufer zu; sie mochten wohl Futter erwarten.

Britta bückte sich und warf einen Stein ins Wasser. „Bleibt, wo ihr seid," rief sie. „Jetzt seid ihr schön, ein paar verwunschene Prinzen aus einem Märchen. Auf dem Lande seht ihr wie plumpe Gänse aus. Dann ist der Zauber gebrochen."

Herr v. Kracht sah das junge Mädchen erstaunt an; er konnte sich in ihre Gedankensprünge und phantastischen Einfälle nicht so schnell hineinfinden. „Wollen Sie mir nicht antworten?" bat er dringend.

„Möchten Sie durchaus ein glattes Nein hören?" fragte sie ungeduldig. „Also gut: Nein, ich kann und will Sie nicht heiraten, Herr v. Kracht. Die Redensarten von aufrichtiger Hochschätzung und Ähnlichem erlassen Sie mir wohl? Das ist natürlich alles ganz selbstverständlich."

„Diese Antwort hätte ich mir Ihrem Benehmen nach voraussagen können," antwortete Kracht nach einer Weile ruhig. „Trotzdem nehme ich Ihre Weigerung nicht als endgültig an. Sie können Ihren Entschluß ändern."

„Darauf werden Sie wohl lange warten müssen."

Stumm gingen sie nebeneinander das letzte Stück Weges dem Hause zu....

„Hat Kracht um dich angehalten?" flüsterte Jobst neugierig Britta ins Ohr, als er sie im Hausflur traf.

„Ja," antwortete sie kurz.

„Also verlobt bist du, Kleine? Bravo! Dann muß Mutsch heute abend Sekt spendieren."

Digitized by Google

„Unsinn, abgewiesen hab' ich ihn natürlich."

„Du Dummchen! Kracht fährt wohl nach Hause?"

„Daran denkt er gar nicht," stöhnte Britta. „Niet- und nagelfest sitzt er bei Tante im Zimmer. Er wird mit Riesenappetit speisen, nachher will er mich singen hören. Der kann einen Puff vertragen."

„Gefällt mir von ihm, daß er das Nein von solcher dummen kleinen Marjell nicht ernst nimmt. Übers Jahr wirst du schon anders denken."

„Wie schlecht du mich kennst, Jobst!"

„Ich soll dich nicht kennen? Zwei Jahre warst du gerade alt, als ich die Ehre hatte, deine Bekanntschaft zu machen, und du mir gleich mit beiden Fäusten in die Augen fuhrst. Mühsam mit der Flasche hab' ich dich aufgezogen."

„Ach Jobst, wie dumm ..."

Britta mußte lachen, obwohl ihr eigentlich nicht danach zumute war; die Aussicht, den Abend in Gegenwart ihres abgewiesenen Freiers zu verbringen, war wirklich nicht angenehm.

Trotzdem kleidete sie sich mit besonderer Sorgfalt. Sie wußte, daß sie in dem weinroten Kreppkleid mit breitem schwarzen Gürtel und viereckigem Ausschnitt eigenartig hübsch aussah. Kracht sollte nur merken, wieviel er durch ihr Nein verlor.

An den etwas neugierigen Blicken ihrer Verwandten merkte Britta, daß Jobst geplaudert hatte. Der konnte doch auch nie den Mund halten! Frau v. Königstein war deshalb ganz besonders freundlich gegen Kracht. Der machte gute Miene zum bösen Spiel, beachtete Britta fast gar nicht und unterhielt sich lebhaft mit der Hausfrau über wirtschaftliche Fragen.

Britta fühlte eine gewisse Erleichterung, die sich mit

Digitized by Google

einem kleinen, ihr selbst nicht recht erklärlichen Ärger paarte, über seine Gelassenheit. Schließlich war sie doch gewöhnt, daß er in ihrer Gegenwart nur für sie Augen und Ohren hatte.

„Britta, ich habe Achim versprochen, daß du uns vorsingen würdest," sagte Frau v. Königstein zu ihrer Nichte, als man vom Tisch aufstand. Sie sprach in einem kühl zurückhaltenden Ton, weil es sie verstimmte, daß Britta, ohne ihren Rat einzuholen, in einer so wichtigen Lebensfrage entschieden hatte.

„Ja, Tante. Was soll ich singen?" antwortete Britta ungewöhnlich sanft.

„Was du willst."

„Ich weiß, Joachim liebt Brahms und Schumann besonders."

Frau v. Königstein spielte. Mit sicherer Technik, weichem Anschlag und reichbeseeltem Ausdruck begleitete sie den Gesang. Brittas dunkle Altstimme erfüllte mit sattem, weichem Klang den ganzen Raum.

Joachim hob erstaunt den Kopf; voll tiefer Schwermut klang die erschütternde Klage an sein Ohr:

„Aus der Heimat hinter den Blitzen rot,
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter sind lange tot ...
Es kennt mich dort keiner mehr."

Wie schön Britta aussah, wenn sie sang! Sie stand ganz still; die Arme hingen schlaff herunter, die Falten des roten Kleides glühten, Veilchenduft wehte von ihr zu ihm herüber. Wie durch ein Leuchtbild sah man durch ihr verklärtes Gesicht mit den strahlenden Augen in die heiße junge Seele hinein.

Als das Lied zu Ende war, stand er rasch auf und

Digitized by Google

trat zu ihr. „Wie prachtvoll du gesungen hast, Britta! Ich ahnte gar nicht, daß du solche Künstlerin bist."

„Tante hat das Hauptverdienst daran." Britta beugte sich zu Frau v. Königstein herunter. „Nicht böse sein, Tantchen," schmeichelte sie. „Ich kann doch den prosaischen Dickhäuter nicht heiraten, nur weil Schmeckallen an Karwinden grenzt."

„Deshalb nicht, aber weil er ein treuer, braver Mensch ist."

„Ich kann brave Menschen nicht ausstehen."

„Ach, du dummes Kind! Sing uns lieber noch ein Lied."

„Ja, mein Lieblingslied, Tante, du weißt schon."

Frau v. Königstein schlug einen kräftigen Akkord an. Die prachtvolle Stimme setzte ein, weich, glockenklar.

„Und ging immer, eh' du da warst,
Und dachte, wie schön es wär',
Hier einmal mit dir zu stehn . . .
Und hatte so Sehnsucht . . .
Nun bist du da, und alles ist gut
Und sel'ger, als ich je gedacht."

Ein wunderbares Gefühl überkam Joachim. Allerlei widerstreitende Regungen durchzuckten ihn, Sehnsucht, Verlangen, er wußte selbst nicht recht was. Der Klang der Stimme, der leidenschaftliche Ausdruck der Worte regten ihn seltsam auf.

Von Britta fort glitt sein Blick zu Kracht hinüber, der andächtig an seiner langen Zigarre sog. „Stumpfsinniger Kerl!" dachte Joachim. Er begriff und billigte Brittas Weigerung. Nein, wirklich, für dieses temperament- und talentvolle Mädchen paßte der biedere Landjunker nicht.

Digitized by Google

„Mutsch, spiel einen Tanz," bat Jobst, der, weniger musikalisch als sein Bruder, nur ein mäßiges Verständnis für Wolffsche Tondichtungen hatte. „Ich muß mit May tanzen. — Kracht, bitten Sie Britta schnell, damit Achim Ihnen nicht zuvorkommt."

Kracht sprang gehorsam auf. Aber Britta ließ nicht über sich bestimmen; sie lief schnell auf Joachim zu und machte ihm einen Knicks. „Damenwahl, Herr Rittmeister."

Beide Brüder Königstein tanzten gut; das lag ihnen im Blut als Erbteil der musikalischen Mutter.

„Herrlich ging das!" Britta atmete rasch. Die Flügel ihres kurzen Näschens bebten. Alles an ihr sprühte Leben, Bewegung, Jugendlust.

„Du hast dich sehr verändert, seit ich dich zuletzt sah, Britta," meinte Joachim nachdenklich.

„Zum Vorteil hoffentlich?"

„Sehr anziehend bist du geworden," sagte er ernst. „Kracht findet das auch. Britta, alle tadeln dich, daß du diese gute Partie nicht machen willst, aber ..."

„Aber du gibst mir recht?" fiel sie stürmisch ein.

„Wenigstens nicht unrecht. Das Heiraten ist eine sehr ernste Sache, die nicht gründlich genug erwogen werden kann."

„Du gibst mir recht," wiederholte sie voller Jubel, „ich wußte das vorher." Sie nahm seine Hand und drückte sie an ihr rasch schlagendes Herz. „Ich danke dir, Achim."

Ein wenig erstaunt zog er seine Hand fort und sah in ihr glühendes Gesicht. Welch ein Sprühfeuer sie war! Aber hübsch sah sie so aus. Er legte den Arm wieder um sie und zog sie mit sich fort. Erst als die Musik verstummte und Frau v. Königstein die Hände von den Tasten sinken ließ, gab er Britta frei.

Digitized by Google

Kracht kam nicht mehr dazu, mit Britta zu tanzen, denn May drängte zum Aufbruch.

„Ach, Mutter, wie war es schön hier!“ May huschelte sich ganz in das weiche graue Tuch ein, das Frau v. Königstein ihr zu der Rückfahrt mitgab. „Zu Hause ist's immer dunkel und kalt.“ Es war das erste Mal, daß eine Klage über ihre Lippen kam.

„Komm bald wieder, kleine May, du gehörst zu uns,“ tröstete Frau v. Königstein.

Das Rollen der fortfahrenden Wagen verklang in der Ferne.

„May ist eine Närrin,“ sagte Britta zu Frau v. Königstein, während sie die Noten aufeinanderlegte und die Lichter am Flügel löschte. „Tante, wenn ich einen Mann liebe, dann hält mich niemand und nichts zurück! Ich gebe ihm mein Leben, und wenn die ganze Welt sich dagegen stemmt.“

„Ach, Kind, was weißt du von Liebe?“

„Natürlich nichts, Tante, denn meinen Verehrer liebe ich ja nicht.“

„Britta, ich rede dir nicht zu, wenn du Kracht durchaus nicht magst, aber ...“

„Nein, den mag ich nicht.“

„Das stärkste, schönste Gefühl einer Frau ist die Liebe für ihre Kinder. Dieses Glück könntest du haben, auch wenn du deinen Mann nicht leidenschaftlich liebst.“

„Nein, auch das geht nicht. Bei mir kämen die Kinder immer erst in zweiter Linie — als ein Teil von ihm.“ Heiße Röte stieg in ihr Gesicht. Sie kniete plötzlich vor Frau v. Königstein nieder und drückte sich eng an sie. „Wie ich dich liebe!“

„Warum hast du mich denn auf einmal so furchtbar lieb?“

Digitized by Google

Britta senkte die Lider. „Weil du Achims Mutter bist," wollte sie sagen; aber sie unterdrückte die Antwort und stand auf.

„Geh zu Bett, Britta!"

„Ja — gute Nacht, Tantchen!"

Britta lief die Treppe hinauf, immer zwei Stufen auf einmal.

„Nun bist du da, und alles ist gut
Und sel'ger, als ich je gedacht."

Ganz deutlich hörte Frau v. Königstein Brittas Gesang. „Mit welchem Ausdruck sie auf einmal singen kann! Ein merkwürdiges Wesen, verschlossen trotz ihres lebhaften Temperaments und nicht leicht zu durchschauen."

— — — — — — — — — — — — —

Joachim Königstein lebte sich schnell in den Frontdienst und auch in der Kleinstadt Pedkuhnen ein. Die Regimentskameraden gefielen ihm. In seinen Vorgesetzten fand er kluge, wohlwollende Männer, mit denen er auch außerdienstlich gern verkehrte. Der Dienst war abwechslungsreich genug; Besichtigungen, Übungsritte, Musterungen gab's täglich. Es reizte seinen Ehrgeiz, mit seiner Schwadron immer am besten abzuschneiden. Der Ausspruch, „daß der klügste Generalstabsoffizier nicht zehn Mann über den Rinnstein führen könne", traf bei ihm jedenfalls nicht zu.

Der Aufenthalt in dem Gasthof zur Traube war wenig erquicklich, und täglich konnte er bei dem anstrengenden Dienst nicht nach Karwinden reiten; so wuchs seine Sehnsucht nach seiner hübschen blonden Frau, seinem Kind, dem häuslichen Behagen.

Von seiner Frau hatte er immer nur flüchtige Ansichtskarten, die ihr und des Kindes Wohlbefinden mel-

Digitized by Google

deten, erhalten. Zuletzt blieben auch diese aus. Er ärgerte sich zwar darüber, beunruhigte sich aber weiter nicht, da er ihren Eigensinn kannte. Je näher die Trennung von Berlin rückte, um so mehr grollte sie ihm wahrscheinlich, daß sie die liebgewonnene Stadt, ihre zahlreichen Freunde verlassen mußte. Leicht war das nicht für sie, das sah er ein, und er beschloß, durch Liebe und Rücksicht auf jeden erfüllbaren Wunsch sie für das Opfer, ihm nach Pedkuhnen zu folgen, zu belohnen. Mitte April erst konnte er sich endlich losmachen. Er war sehr weich gestimmt, als er wieder in Berlin einfuhr.

Ringsum lockte das Leben, winkte der Reichtum aus strahlenden Läden. In sausendem Auto durchfuhr er die Stadt: Berlin ohne Ende! Freie Plätze, Brücken, enge und breite Straßen, Auto, reihenweise nebeneinander, Wagen, elektrische Bahnen und ein Gewoge von Menschen. Im Hintergrund die aufragende, weithin sichtbare Siegessäule, ringsherum der Tiergarten mit seinen frühlingsgrünen Bäumen. In Pedkuhnen rührte sich kaum etwas unter dem braunen vorjährigen Laub. Hier brannte die Sonne schon ganz heiß auf die jungen seidengrünen Blätter und all die glänzendbraunen Knospen.

Überall Leben, Bewegung. Spielende Kinder saßen auf den Bänken im Freien. Joachim bog den Kopf vor, ob seines wohl auch darunter war? Nein, unmöglich. Mit fremden Kindern ließ die überängstliche Pflegerin den Kleinen nicht in Berührung kommen. Auch das sollte in Pedkuhnen anders werden.

Das Auto hielt vor seiner Wohnung. Er sah zu den Fenstern im ersten Stock hinauf, ob nicht eine kleine Kinderhand den gestickten Tüllstor wegschöbe, ein blonder

Digitized by Google

Frauenkopf sich vorbeugte? Nichts rührte sich. Die Gardinen hingen regungslos herab.

Rasch stieg er die Treppe hinauf, öffnete mit seinem Drücker die Tür, schellte aber gleichzeitig dabei. Nichts bewegte sich in der Vorhalle. Laut rief er den Namen des Dieners. Keine Antwort. Ein unheimliches Gefühl beschlich ihn. Etwas Ödes, Unbewohntes lag in allen Räumen, die er durchschritt. Sonnenstrahlen spielten mit einer schräg stehenden Wolke fein durcheinanderwirbelnder Stäubchen. Alle Möbel waren mit Kappen bezogen, die vielen kleinen Sächelchen und Bücher fortgeräumt, nirgends eine Blume.

„Mit Packen hat Isabel wenigstens angefangen," sagte Joachim halblaut vor sich hin. „Aber sie konnte wirklich zu Hause bleiben, da ich meine Ankunft schrieb. Ob wenigstens der Bub da ist?"

Nein, das Gitterbettchen war gerade an die Wand gestellt und mit einer Decke verhangen. Fröstelndes Unbehagen überlief Joachim.

Er ging in sein Zimmer zurück. Auf dem Schreibtisch lag ein Brief an ihn von Isabel.

Eine Sekunde behielt er den auseinandergefalteten Bogen zwischen den Fingern und sah über die großen, gleichmäßig gezogenen lateinischen Buchstaben fort ins Leere. Ein bitterer Zug grub sich um seinen Mund. Er wußte im voraus, was dieses Schreiben enthielt.

„Lieber Joachim!" schrieb Isabel. „Die Schlüssel zu allen Schränken findest Du in meinem Schlafzimmer im Eckschrank. Alles ist zum Verpacken vorbereitet. Du selber mußt bestimmen, welche Möbel und Sachen Du nach Pedkuhnen schaffen lassen willst. Ich würde Dir raten, nur das Notwendigste mitzunehmen und alles übrige auf einem Speicher unterzustellen, da Dein Auf-

Digitized by Google

enthalt in Pedkuhnen, wie mir hier alle sagen, nur ein vorübergehender sei und Du binnen kurzem wieder in den Generalstab versetzt würdest.

Diese Verbannungszeit, die Du gegen meinen Wunsch selber über Dich verhängst, habe ich keine Lust mitzugenießen. Solange Du in Pedkuhnen lebst, gehe ich mit Baby nach England zu meinem Bruder, der mich herzlich gern aufnimmt. Du hast es in der Hand, zu bestimmen, wie lange unsere Trennung dauern soll.

Mit Geld bin ich versehen. Unser Baby ist wohl und munter; die Seereise wird ihm gut tun und der Aufenthalt in England erst recht. Die Dienstboten habe ich entlassen bis auf Nurse und meine Jungfer, die mich begleiten. Ich hoffe, Du wirst mit allem einverstanden sein. Deine Isabel."

Joachim v. Königstein faltete den Brief ruhig wieder zusammen. Nach kurzem Besinnen ging er an den Fernsprecher, rief eine Nummer hinein und erhielt gleich Antwort.

„Hallo, hier Diefenbach. Wer da?"

„Ich, Königstein. Weißt du etwas von meiner Frau und meinem Kind, Diefenbach? Haben sie Berlin schon verlassen?"

„Warte einen Augenblick! Ich nehme mir ein Auto, in zehn Minuten bin ich bei dir."

„Gut."

Wenig später empfing Königstein mit stummer Handbewegung den Freund.

„Na, Kopf hoch," sagte Diefenbach verlegen. „Abgereist ist nicht gestorben, und daß Lady Isabel sich nicht gerade nach Pedkuhnen sehnt, kann man am Ende begreifen."

„Du nimmst ihre Partei?"

Digitized by Google

„Denke gar nicht daran."

„Wann ist meine Frau abgereist? Hast du sie vorher noch gesprochen?"

„Ja, öfter. Ich hatte dir doch gesagt, daß ich nach meinem Patchen sehen wollte."

„Mein Kind! Wenn sie mir wenigstens mein Kind gelassen hätte!" sagte Königstein düster.

„Klein-Herbert ist noch in Berlin."

„Was?" Königstein faßte den Arm des Freundes mit hartem Griff.

„Au, Mensch, sachte, ja, die Nurse und der Junge sind bei Mrs. Wimbleton. Lady Isabel ist zu Freunden nach Hamburg gereist. Dahin soll die Nurse den Kleinen morgen bringen. Dann wollen sie zusammen nach London."

Königstein nahm Säbel und Mütze. „Warum hast du mich nicht früher benachrichtigt, Diefenbach?"

„Weil Lady Isabel mir sagte, sie habe dir selbst alles geschrieben."

„Jawohl, aber natürlich so, daß ich ihre Pläne nicht hindern konnte. Zum Glück ist's noch Zeit, einen Strich durch diese Rechnung zu machen."

„Wo willst du hin? Nach Hamburg? Lady Isabels Abreise verhindern?"

„Nein, mag sie tun, was ihr beliebt," antwortete Königstein. „Reisende Leute soll man nicht aufhalten. Was nützt mir eine Frau, die nur gezwungen bei mir bleibt? Das wäre die Hölle, solch ein Zusammenleben; einen Vorgeschmack davon bekam ich schon in letzter Zeit. Aber meinen Jungen will ich mir holen. Den lasse ich nicht nach England verschleppen."

„Das kleine Kind von der Mutter zu trennen, ist hart."

Digitized by Google

„Wenn Isabel ihr Kind wiederhaben will, mag sie nach Pedkuhnen kommen," entgegnete Königstein ungerührt. „Wir wollen abwarten, ob ihre Mutterliebe diese Probe besteht. Kommst du mit mir zu Wimbletons?"

„Ja," antwortete Diefenbach nach kurzem Besinnen. „Am besten wär's, wir führen jetzt ins Hotel Esplanade. Dort sitzen Wimbletons um diese Zeit immer. Da kannst du sie abfassen und mit ihnen zusammen in ihre Wohnung fahren. Sonst lassen sie sich verleugnen."

Während der kurzen Fahrt sprachen sie kaum miteinander. Nur einmal warf Königstein die Frage hin: „Ist Mr. Fitz James noch in Berlin, oder ist der vielleicht auch zufällig in Hamburg?"

Diefenbach zuckte die Achseln. „Soviel ich weiß, ist er nach Indien gegangen, um in den Dschangeln auf Tigerjagd zu gehen. Ein Engländer, der nichts zu tun hat, rast immer von einem Ende der Welt zum anderen. Der ist nie zu fassen."

„Ich würde ihn allerdings gerne abfassen."

„Du hast aber keinen Schatten eines Beweises, daß er deiner Frau in ungehöriger Weise huldigt."

„Er hat ihr überhaupt nicht zu huldigen. Das finde ich eben ungehörig," brauste Königstein auf. „Wenn ich jemals erfahre, daß er sich meiner Frau nähert, so fordere ich ihn. Gleichviel, was daraus wird."

„Ein Engländer duelliert sich nicht. Der bietet dem gekränkten Ehemann höchstens eine Abfindungssumme an."

„Dann beleidige ich ihn so lange, bis er sich mit mir schlagen muß."

„Und deine militärische Laufbahn?"

„Meine Ehre geht vor."

Digitized by Google

„Die ist nicht gekränkt worden, Achim, nimm Vernunft an! Vor allem schreibe nie solche Drohungen an Lady Isabel, sonst erweiterst du den Riß zwischen euch zum Bruch."

„Der ist schon da." Königstein sprang aus dem Auto. „Warten!" rief er dem Fahrer zu.

Im Hotel Esplanade war der Fünfuhrtee im vollen Gange. Eine Flut von Licht, Uniformen, bunten Schleifen und Hüten, dazwischen blaubefrackte Diener. Das schwirrte, schwatzte, lachte, kam und ging, schob sich durcheinander. Viele Offiziere, elegante Frauen, hübsche junge Mädchen sah man.

Diefenbach steuerte auf einen der runden, lackierten Tische neben dem Stammplatz der Wimbletons zu und schob Königstein einen Korbstuhl hin. Von Palmen verdeckt, saß eine Musikkapelle und spielte. Das ganze Orchester klang wie ein Strich. Jauchzende Lebenslust, wehmütiges Erinnern, Leichtsinn, Verzweiflung, die widersprechendsten Empfindungen klagten und jubelten in den Melodien des Walzers von Moszkowski.

Diefenbach summte leise mit; sein Freund tat ihm leid, und doch ärgerte er sich über ihn. Statt so verbissen wütend sich des Kindes zu bemächtigen, hätte er viel klüger getan, rasch nach Hamburg zu fahren und sich mit Isabel auszusprechen. Aber als er das Königstein anriet, schüttelte der den Kopf.

„Damit würde nichts geändert. Ich kann meine Frau nicht zwingen, mich zu begleiten; übrigens gibt sie auch nicht nach, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, dazu ..."

Er brach ab. Die Gesuchten kamen zur Tür herein. Mr. Wimbleton, wie immer peinlich gut angezogen, mit seinem glattrasierten, ausdruckslosen Gesicht, neben dem

Digitized by Google

Gatten Mrs. Maud, überschlank, überelegant, mit einem Hut, zu dessen Herstellung mindestens ein Dutzend Reiher ihr Leben lassen mußten. Eine lange Boa trug sie um den Hals, einen Riesenmuff mit einem Orchideenstrauß in den Händen.

Diefenbach ging dem Ehepaar entgegen. Bei Herrn v. Königsteins Anblick lief ein leichtes Erschrecken deutlich über Mauds Gesicht. Sie machte eine Bewegung, als ob sie umkehren wollte. Aber er vertrat ihr rasch den Weg. „Gnädige Frau, ich bin hergekommen, um Ihnen persönlich zu danken für die Gastfreundschaft, die Sie meinem Kleinen gewähren," sagte er vollkommen ruhig und höflich mit einer Verbeugung vor Mr. Wimbleton. „Ich reise noch heute nacht nach Pedkuhnen zurück und nehme Herbert mit. Isabel will nach England gehen, und ich erlaube nicht, daß der Junge sie begleitet."

Mrs. Wimbleton wurde rot. „Baby ist bereits abgeholt worden und gar nicht mehr bei mir," log sie.

„Sie erlauben wohl, daß ich mich selbst davon überzeuge," entgegnete Königstein. „Gnädige Frau, ich verlasse Berlin nicht ohne mein Kind. Ich hindere meine Frau nicht, ihre Verwandten aufzusuchen, aber meines Kindes werde ich mich bemächtigen. Das soll nicht nach England gebracht werden. Das Recht ist auf meiner Seite, und ich werde alle mir zu Gebot stehenden Mittel anwenden. Darauf können Sie sich verlassen."

Mrs. Wimbleton wurde etwas unbehaglich zumute. Sie hatte zwar Isabel versprochen, den Kleinen zu hüten und sicher mit seiner Nurse in den Zug nach Hamburg zu setzen, aber sich deswegen Unannehmlichkeiten zu machen, das lag durchaus nicht in ihrer Absicht.

Digitized by Google

Fragend sah sie ihren Mann an, der ganz gleichgültig in einer englischen Sportzeitung las.

„Was soll ich tun, Edward?"

„Oh, natürlich Herrn v. Königstein sein Kind geben. Was ist da anderes zu tun, meine Liebe?"

„Darf ich Sie bitten, mich in Ihre Wohnung zu begleiten?" Königstein wandte sich nun zuerst an Mr. Wimbleton. „Lassen Sie sich nicht stören, gnädige Frau. Diefenbach leistet Ihnen Gesellschaft, bis Ihr Herr Gemahl zurückkommt."

Aber Mrs. Wimbleton, der an Diefenbachs Unterhaltung nicht viel lag, erkannte an einem größeren Tisch in der Ecke mehrere gute Freundinnen. „Machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen, Herr v. Königstein!" Sie hielt ihm die Hand hin. „Küssen Sie Baby von mir. Herbert ist ein süßes Kind. Und hören Sie, ich übernehme keine Verantwortung für Ihr Tun Isabel gegenüber, nicht die allergeringste." —

Die Pflegerin weigerte sich hartnäckig, Herbert herauszugeben. Mit der ganzen Breite ihrer gewichtigen Person deckte sie den Eingang zum Kinderzimmer, in dem „Master Herbert" schlief. Königstein verlor die Geduld, schob sie rücksichtslos beiseite und riß die Tür zum Kinderzimmer auf. Der kleine Herbert, der im Hemdchen auf der Decke neben seinem Bad saß, jauchzte laut auf und lief dem Vater entgegen, der ihn liebkosend in seine Arme nahm.

„Ziehen Sie ihn sofort wieder an. Packen Sie seine und Ihre Sachen. Wir reisen in einer Stunde."

„Ohne Lady Isabels Erlaubnis darf ich das nicht tun."

„Dann bleiben Sie hier. Das Kind geht mit mir," versetzte Königstein ruhig. „Wählen Sie rasch; ich habe keine Lust zu weiteren Auseinandersetzungen."

Digitized by Google

Nurse schwankte. Ihr englischer Starrsinn und die Liebe für das ihr anvertraute Kind kämpften einen harten Kampf. Eine Zeitlang schwieg sie verstockt. „Erst muß ich Lady Isabel benachrichtigen," wandte sie ein, um Zeit zu gewinnen.

„Das überlassen Sie gefälligst mir. Am besten ist's wirklich, Sie bleiben hier. Ich kann mein Kind auf der Reise allein versorgen."

„Nein, ich werde mitgehen, Master Herbert in seinem neuen Heim einrichten und dann nach England zurückkehren und Lady Isabel alles berichten."

„Je eher, je besser."

Königstein dachte nicht an Schlaf während der langen Nachtfahrt; seine Gedanken hielten ihn wach. Auch befürchtete er, Nurse könne, wenn er einschliefe, heimlich das Abteil verlassen und mit dem Kinde flüchten. Zuzutrauen war diesen widerspenstigen Engländerinnen alles.

In Königsberg gab er ein Telegramm mit Rückantwort an Isabel auf. „Bin mit Herbert und Nurse nach Pedkuhnen gereist. Das Kind bleibt bei mir. Willst Du trotzdem nach England reisen? Joachim."

Die Antwort, die, als er in Pedkuhnen ankam, bald darauf einlief, lautete: „Ich gehe nach London. Mein Bruder wird mich vertreten. Isabel."

Weiter nichts! Sollte das eine Drohung mit der Scheidung bedeuten? Auch gut. Er schob das Telegramm in den Aufschlag seines Ärmels. Sein Gesicht war wie aus Stein.

— — — — — — — — — — — — —

„Da ist der Bub, Mutter. Herbert, gib der Großmama und Tante Britta die Hand."

Frau v. Königstein breitete ihrem kleinen Enkel die

Digitized by Google

Arme entgegen. „Herbert, Liebling! — Ganz deine Augen hat er, Achim. Gerade so sahst auch du immer von unten nach oben, wenn du nicht guten Tag sagen wolltest. — Nurse, das Kinderzimmer ist ganz bereit. Hoffentlich wird es Ihnen gefallen."

„Das hoffe ich auch," entgegnete die Engländerin mit ihrer unerschütterlichen Ruhe. Durch den Ton klang ein deutlicher Zweifel, als ob sie sagen wollte: Wie könnt ihr Deutschen wissen, wie eine englische Nurserie eingerichtet sein muß? „Kommen Sie, Master Herbert!"

„Lassen Sie das Kind bei uns," befahl Königstein, der den bedauernden Blick seiner Mutter bemerkte. „Wir bringen es später selber hinüber."

Britta zog dem Kleinen das Mäntelchen aus und versuchte, als er mit etwas weinerlicher Miene seiner Nurse nachsah, ihn durch allerlei Spielereien abzulenken und zu unterhalten. Sie hob ihn auf und schwenkte ihn in der Luft herum. Er krallte seine kleinen Hände in ihr Haar und lachte hellauf. „Au, du Strick, wie du zausen kannst!" rief Britta. „Siehst du, Achim, Herbert und ich sind schon gute Freunde." Sie setzte den Kleinen auf einen Stuhl, den sie mit dicken Kissen belegte, so daß sein Näschen gerade in Reichhöhe des Kaffeetisches kam. „Erst Milch trinken, dann füttern wir die Hühner mit all den Kuchenbröckchen, die übrigbleiben."

Joachim nickte ihr zu. „Wie gut du mit ihm umzugehen verstehst, Britta! Du mußt zu mir kommen, bis ich Ersatz für die Nurse finde. Mit mir und der eingebildeten Person geht das nicht mehr lange."

„Natürlich komme ich zu dir." Ihre Augen strahlten glückselig. „Erst krame ich dir das Haus ein, dann bin ich Wirtschafterin, Kinderfräulein, alles, was du willst, bis ..."

Digitized by Google

„Bis Isabel kommt," fiel Frau v. Königstein ein.

Joachim schwieg.

Britta hob das Kind vom Stuhl und ging mit ihm hinaus. Sie merkte, daß Mutter und Sohn allein sein wollten.

„Achim, was hat's zwischen dir und Isabel gegeben?" fragte Frau v. Königstein sorgenvoll. „Sag mir, bitte, die ganze Wahrheit; ich habe doch längst gemerkt, daß da etwas nicht stimmt."

„Nein, Mutter, es stimmte schon lange nicht mehr. Meine Versetzung nach Pedkuhnen war nur der bewußte letzte Tropfen, der das Gefäß zum Überlaufen brachte. Gegen meinen Willen hat Isabel Berlin verlassen und ist nach England gereist. Das Kind wollte sie auch mitnehmen. Das konnte ich zum Glück noch verhindern."

Frau v. Königstein schwieg eine Zeitlang. „Du hättest vielleicht klüger getan, wenn du ihr das Kind gelassen hättest," meinte sie dann nachdenklich. „Der Kleine würde sie immer an deine Liebe erinnert haben, während das Vermissen des Kindes ihr deine Härte ins Gedächtnis ruft."

„Mutter, das sagst du?"

„Ich bin eine Frau, Achim, und kann es nicht richtig finden, wenn man einer Mutter ihr Kind nimmt."

„Hätte Isabel Pflichtgefühl und wirkliche Liebe für ihr Kind, so wäre es nie so weit gekommen."

„Liebe äußert sich verschieden. Vielleicht merkt sie jetzt erst selber, wie sehr sie an dem Kinde hängt."

„Dann kann sie nach Pedkuhnen kommen."

„Wenn ihre Verwandten sie nicht daran hindern! Hast du ihr geschrieben, daß es dem Kleinen gut geht?"

„Die Pflegerin schreibt Berichte." Er lachte kurz auf. „Darin werde ich wohl schlecht wegkommen.

Digitized by Google

Mutter, eigentlich wollte ich dich bitten, Herbert in Karwinden zu behalten, aber ich ertrage die Öde in Pedkuhnen nicht. Ich muß ihn um mich haben. Gib mir Britta, bis ich eine passende Hausdame gefunden habe."

„Ist sie nicht sehr jung, unsere wilde Britta?"

„Bewahre, gerade ihre Jugend, ihren Übermut brauche ich."

Frau v. Königstein überlegte. Der Plan gefiel ihr nicht ganz. Brittas Gefühle kannte sie nicht, aber ihre schwärmerische Vorliebe für Achim war ihr nicht entgangen. Trotz allem, was trennend zwischen dem Ehepaar stand, liebte Joachim seine Frau. Eine Versöhnung war noch möglich. Würde Brittas Anwesenheit das nicht verhindern, wenigstens hinausschieben? Trotz dieser Bedenken konnte sie sich nicht entschließen, die Bitte des Sohnes abzuschlagen, ihn allein in seiner verbitterten Stimmung in dem öden Nest sitzen zu lassen. Für alle Fälle wollte sie versuchen, Joachim zu einem milderen Urteil über Isabel zu bewegen. Aber alle ihre entschuldigenden Worte fielen auf steinigen Boden.

„Da lies ihren Abschiedsbrief," sagte Joachim. „Dann wirst du nicht mehr glauben, daß Isabel auch nur einen Funken Zuneigung für mich hat. Wenn man so kühl die ganze Ehe wie ein Geschäft auflösen kann, nur weil die Garnison einem nicht paßt!"

Frau v. Königstein las den Brief und das Telegramm. „Daraus kann ich nur entnehmen, daß Isabel anfänglich eure Trennung für ganz rasch vorübergehend hielt. Wie sie jetzt, wahrscheinlich durch ihre Verwandten aufgehetzt, denken mag, weiß ich allerdings nicht," sagte sie ruhig. „Euer ganzes Unglück ist, daß ihr euch nicht versteht. Sie ist und bleibt eine Engländerin und du ein Deutscher."

Digitized by Google

„Ja, das werde und will ich auch bleiben!"

„Dann muß sie sich eben ändern."

„Mutter, das habe ich vergeblich versucht."

„Vielleicht nicht in der richtigen Art."

„Lieb habe ich sie doch gehabt! Im Anfang unserer Ehe habe ich sie fast angebetet."

Frau v. Königstein sah dem Sohn ernst in die Augen.

„Es gibt zwei Arten von Liebe," sagte sie leise, „eine sklavische Liebe, die sich täuscht und unterwirft, und eine göttliche Liebe, die das Geliebte umschaffen, hinaufheben will. Versuch's mal mit dieser Liebe, Achim."

„Meine Liebe ist tot, Mutter. Ich fühle nur noch Bitterkeit und Groll."

Sie strich über sein Gesicht mit ihrer weichen Hand. „Lieber, großer, kluger — dummer Junge, wie wenig du dich selber kennst!"

„Mutter, warum konnte ich nicht eine Frau wie dich finden!" klagte er. „Mein Wesen ist auf ein glückliches Familienleben, frohes Beieinandersein mit Frau und Kind gestellt. In meiner Ehe bin ich immer seelisch einsam gewesen. Zuerst täuschte mich meine Leidenschaft darüber weg. Aber wir redeten immer zwei verschiedene Sprachen, niemals eine und dieselbe. Das Schlimmste weißt du nicht einmal: ein Argwohn beherrscht mich, frißt mir förmlich am Herzen."

„Was ist das, Achim? Sag es mir."

„Nein, Mutter, auch dir kann ich das nicht sagen. Vielleicht tue ich Isabel unrecht —" Er brach ab und starrte finster vor sich hin. Der Name Fitz James wollte nicht über seine Lippen, und Frau v. Königstein war zu taktvoll, um ihn mit Fragen zu quälen. Eine Mutter kann im Verkehr mit erwachsenen Söhnen nicht vorsichtig genug sein. Sie fing von Jobst an, der noch

Digitized by Google

um keinen Schritt mit seiner Verlobung weitergekommen sei.

„Woran liegt denn das?" fragte Joachim zerstreut.

Frau v. Königstein zog einen Brief aus ihrem Nähkorb hervor.

„Ich will dir vorlesen, was May schreibt:

‚Geliebte Mutter!

Laß Dir noch einmal die Hände küssen für Deine Güte, mir und Jobst das Kapital für die Kaution geben zu wollen. Aber auch das hilft uns nichts. Ich darf meinen Vater nicht verlassen, und mit uns zusammenziehen will er nicht. Man kann ihm nicht unrecht geben. Seine Nerven sind durch Überarbeitung krank. In einem Haus, in dem es außer ihm noch einen Herrn gäbe, hielte er es nicht aus.

In meiner Ratlosigkeit wandte ich mich an einen Arzt. Aber der gab mir auch einen traurigen Bescheid; er fürchtet, Vaters Augenleiden könne in absehbarer Zeit zur Erblindung führen, an eine Lebensänderung sei vorläufig nicht zu denken. So muß ich denn bei meinem Vater aushalten.

Liebe Mutter, mein Herz tut so weh, wenn ich an Jobst denke. Ich liebe ihn grenzenlos, und doch bat ich ihn, mich freizugeben. Worauf sollen wir noch warten? Die Beendigung des Buches, auf die mein Vater mich immer vertröstet, ist eine zu unsichere Zukunftshoffnung. In den letzten Monaten ist das Werk kaum wenige Sätze weitergerückt. Der erste Teil wird beständig verbessert und umgearbeitet. Das ist ein Wasserschöpfen mit einem Sieb!

Jobst ist mir böse. Er findet mich schwach und glaubt nicht mehr an meine Liebe, weil ich zwischen ihm und meinem Vater schwanke. Aber sieh mal, liebe Mutter,

Digitized by Google

Jobſt iſt geſund; er kann ohne mich leben, auch wenn's ihm weh tut. Mein Vater verſinkt im Elend ohne mich; man darf ihn nicht egoiſtiſch ſchelten, weil er ſich an mich klammert. Die Zweifel an ſeinem eigenen Können, die Unſicherheit, ob ſeine Arbeit vollendet werden kann, martern ihn oft bis zur Verzweiflung. Nur ich kann ihn dann beruhigen, nur ich bin an ſeine ſprunghafte Art zu diktieren gewöhnt.

Leg Deine gütigen Mutterhände Jobſt aufs Herz. Am beſten wär's, er könnte mich vergeſſen und fände eine andere, die ihm gehören, ihn glücklich machen darf.

Ich hätte es ſo gern getan. May.'"

„Arme kleine Seele!" ſagte Joachim mitleidig. „So uneigennützig lieben nur deutſche Frauen, ſo unpraktiſch, würde Iſabel ſagen."

„In beiden liegt etwas Wahrheit. Es iſt eine traurige Geſchichte. Jobſt iſt am Ende ſeiner Geduld, er geht nicht mehr zu Rütgers. Britta ſagt, May ſehe vergrämt aus wie ein kleines Geſpenſt. Jobſt leidet und tut, als nehme er's leicht."

„Arme Mutter, du möchteſt deine Jungen gern glücklich ſehen, und beider Lebensgarn ſcheint hoffnungslos verwirrt ..."

„Nichts iſt hoffnungslos verwirrt, Achim. Wenn unſere ungeduldigen Hände die Fäden nicht löſen können, dann durchſchneidet eine höhere Macht den Knoten."

„Und dann, Mutter?"

„Neu anknüpfen, lieber Junge!" Sie legte ihre Hand leicht gegen ſeine Stirn. „Die böſe Falte da muß fort. Die paßt ja gar nicht in das gute Geſicht meines Kindes."

Er zog ihre Hand tiefer herab über die Augen, ſie ſollte nicht ſehen, daß ſie feucht waren.

Digitized by Google

In ausgeglichenerer Stimmung kehrte Joachim in seine Garnison zurück. Das Einrichten der Wohnung nahm Zeit und Gedanken in Anspruch. Seine Mutter und Britta halfen. Nicht so vornehm wie die Berliner Wohnung, aber viel traulicher kam ihm seine Häuslichkeit vor, als alles endlich an Ort und Stelle war.

Nur zu still war es um ihn. Das Lachen des Kindes fehlte, das Rauschen eines Frauenkleides, der Klang einer hellen, weichen Stimme.

Die silbergrauen Frühlingsabende waren so lang und so einsam, die Sehnsucht erwachte, das Verlangen nach Glück und Liebe. Selige Stunden stiegen aus ihrem Grab vor ihm auf, Worte kamen zu ihm herübergeweht, die sich wie weiche Arme um seinen Hals legten und ihn nicht wieder loslassen wollten ... Immer dringender wurden seine Bitten um Brittas und des Kindes Kommen.

Frau v. Königstein schickte beide an einem warmen Frühlingstag herüber.

Nurse wollte von Karwinden aus nach England zurückkehren. Es beleidigte sie tief, daß Herbert Britta so schnell liebgewonnen hatte und von ihrem Scheiden nicht schmerzlicher berührt wurde. „Einen Kuß für Mama" schickte er zwar ganz von selber mit, aber daß er ohne Tränen von ihrem Arm fort Britta zustrebte, das empfand sie doch als Undankbarkeit von dem Kleinen, den sie drei Jahre lang treu gepflegt und unendlich viel gebadet hatte. Sie warf Britta einen Blick tiefer Verachtung zu. „Ich reise zu Lady Isabel," sagte sie, indem sie ihre Schleife unter dem Kinn festknüpfte, „und werde Mylady von allem unterrichten."

Britta verstand die versteckte Drohung gar nicht. „Tun Sie das nur. Dann hört Lady Isabel, wie pracht-

Digitized by Google

voll der Kleine gedeiht. Ordentlich braun gebrannt ist er schon."

„Ich glaube nicht, daß Lady Isabel mit allem, was geschieht, einverstanden sein dürfte."

„Nein? Dann hätte sie nicht nach England reisen und uns das Kind überlassen dürfen." Mit kühnem Schwung setzte sich Britta den Kleinen auf die Schulter. „Jetzt behalten wir unseren süßen, dicken, verzogenen Strick."

„Noch ist nicht aller Tage Abend. In England gibt's Gesetz und Recht," entgegnete die Wärterin finster.

Jetzt konnte Britta die Drohung nicht mehr überhören. „Hu, wir sollen uns wohl fürchten?" Sie lachte hellauf. „Ich will Ihnen mal was erzählen, Nurse, das können Sie Ihren englischen Landsleuten wieder sagen: Wir Deutschen, Männer wie Frauen, fürchten uns vor niemand, am allerwenigsten vor euch Engländern. Glückliche Überfahrt!"

— — — — — — — — — — — —

In Pedkuhnen, das dicht an der russischen Grenze lag, herrscht auch russisches Klima. Dem langen, strengen Winter folgte ein kurzer, blütenreicher Frühling, der in einen glühendheißen Sommer überging. Jetzt, in den letzten Junitagen, brannte die Sonne oft schon ganz erbarmungslos. Aber in dem weißen Haus, um dessen Fenster die gelbrote Kapuzinerkresse ihre Ranken hing, waren die Räume immer kühl.

Wenn Joachim vom Dienst zurückkam, fand er Britta meist in dem kleinen Vorgarten mit einem Buch oder einer Handarbeit, während das Kind im Gras mit seinem kleinen Holzwagen spielte.

Wie das frische junge Ding mit seinem Kind an der Hand schlank und spannkräftig vor ihm her die Treppe

Digitized by Google

hinaufschritt, wie sie sicher und froh im Haus wirtschaftete, wie sie für das Kind und für ihn scheinbar ganz mühelos sorgte, das alles tat seinen Nerven, seinen Sinnen so wohl.

Familienglück, nach dem er sich in der Hast und Unruhe seines bisherigen Lebens, seiner unharmonischen Ehe vergeblich gesehnt, jetzt genoß er es.

Jeden Nachmittag, wenn die Sonne nicht mehr so heiß brannte, führte der rotblonde Ulan mit den breit abstehenden Ohren die Pferde vors Haus. Joachim hielt Britta die Hand hin und half ihr in den Sattel. Wie ein Ruck ging es durch seine Hand, wenn sich ihre Sehnen zum Schwung spannten.

Seite an Seite ritten sie im Schritt durch die Straßen. Auf freiem Feld gab es dann manchmal ein fröhliches Reiten, bei dem Pferd und Reiter Hindernisse und Gefahren nicht kannten, noch scheuten. Gewöhnlich fing sie mit Jagen an. Dann gab auch er seinem Pferd die Zügel frei und galoppierte ihr nach in mächtigen Sätzen.

„Herr Gott, mit dir lohnt noch das Reiten, Britta!" Ihr glückseliges Lachen jauchzte ihm entgegen. Da hätte er sie eingeholt. Ein Zügelruck — die Pferde fielen in kürzeren Galopp, dann in Trab. „Du Wilde, du!"

„Ach, das tat gut! Das war eine Wohltat."

Der Wald nahm sie auf, der ernste, schweigende Wald Ostpreußens, mit seinen Eichen, Buchen und Tannen, seinen Wiesen und Seen. Ein breiter Graben kam. Joachim verhielt sein Pferd, um Britta springen zu sehen. Sie warf den Kopf etwas zurück und setzte sich fest in den Sattel herunter. Wie die Verkörperung junger, gesunder Kühnheit erschien sie ihm.

„Bravo, ein famoser Sprung!"

Digitized by Google

„Na, das wär' noch schöner! Soll ich vielleicht kurz vor dem Graben abstoppen? Sag mal, Achim, hast du solche Ritte nicht in Berlin entbehrt?"

„Ja, ich habe vieles entbehrt. Mehr als ich selber wußte. Das merke ich jetzt erst deutlich, Britta, durch unser Zusammensein ist mir klar geworden, daß man seelenverwandt und stammesverwandt sein muß, um eine harmonische Ehe zu führen." Es war das erste Mal, daß er eine Andeutung seiner unglücklichen Ehe ihr gegenüber machte."

Britta schüttelte den Kopf. „Große Liebe müßte solche Rassenunterschiede ausgleichen," meinte sie bestimmt. „Eine Frau, die liebt, kennt keine Nationalität. Der Mann, dem sie gehört, muß ihr alles sein: Heimat und Gott."

„Wie du lieben könntest, Britta! Wer dein Herz erobert, ist zu beneiden."

„Du brauchst ihn nicht zu beneiden —" Mit verhaltenem Lachen brach sie ab.

Er sah sie fragend an.

„Oh, ich liebe die Andeutungen, die unvollendeten Sätze," wehrte sie ab. „Vielleicht erkläre ich's dir später. Vielleicht errätst du's selber."

Eine Zeitlang ritten sie stumm nebeneinander. Die traumhafte Stille des Waldes hielt sie gefangen. Hinter den glatten, grauen Buchenstämmen stand schon das Abendrot. Spielende Lichter huschten über die dunkelgrünen Moose. Der Ginster duftete stark. In der Ferne rief der Kuckuck.

„Wie lange lebe ich noch?" fragte Britta übermütig. — Der Vogel verstummte. — „Nun, Kuckuck, du hast wohl nicht verstanden? Noch einmal, hörst du, wie lange lebe ich noch?"

Digitized by Google

Tiefes Schweigen. Kein Vogelruf. Irgendwo hackte ein Specht; es klang wie leiser Hammerschlag.

„Kein Jahr soll ich mehr leben!“ sagte Britta verblüfft. „Wenn ich abergläubisch wäre ...“

„Das bist du aber nicht, sondern eine vernünftige kleine Dame, die auf solchen Unsinn nichts gibt.“

„Weißt du das so gewiß, Achim? Nein, ich möchte noch nicht sterben; ich muß erst einmal ganz glücklich gewesen sein — wenn's auch nur eine Stunde wäre.“

„Länger dauert ein Glück vielleicht nie,“ meinte er etwas melancholisch.

„Man muß nur den Mut haben, es zu fassen und zu halten.“ Wie Jauchzen klang es durch ihre Stimme. „Sieh mal, da geht die Glücksgöttin vor uns her durch den Wald. Der Saum ihres Kleides gleitet durch die Ginsterbüsche. Da flimmert er noch. Jetzt ist's fort — wir haben's versäumt.“

„Wir haben nichts versäumt.“ Er sah nach der Uhr. „Wenn wir schnell reiten, holen wir die Sonne noch ein. Und heute abend sitzen wir auf der Veranda, und du singst mir noch ein Lied.“

„Gern. Was willst du hören? ‚Die freundliche Vision‘?“

„Ja, Britta, auch —“

„Und ich geh' mit einer, die mich liebhat,
In den stillen Frieden dieses Hauses,
In die Kühle, die voll Schönheit wartet,
Daß wir kommen ...“

Ganz leise sang sie vor sich hin.

„Und ich geh' mit einer, die mich liebhat!“ wiederholte er. „Ja, das müßte schön sein.“

Die Abenddämmerung legte silberne Schleier über

Digitized by Google

den Wald. Sie sprachen nicht mehr. Ungreifbares war zwischen ihnen.

Im Eßzimmer war für zwei Personen gedeckt. Joachim konnte sich kaum besinnen, diesen Tisch während seiner Ehe mit Isabel so klein gesehen zu haben, ausgenommen vielleicht die allererste Zeit. Sonst kamen immer Gäste, die er wenig kannte, noch weniger mochte. Er blieb am offenen Fenster stehen. Es mußte während ihres langen Rittes in Pedkuhnen geregnet haben. Die Straße lag blank und leer in der blauen Abenddämmerung, mit spiegelnden Wasserlachen auf dem unebenen Fahrdamm. Im Vorgarten blühten altmodische Blumen zwischen regelmäßig zugeschnittenem Buchs. Zarter Duft zog zu ihm herauf. Als er sich umwandte, saß Britta schon am Tisch.

„Du hast wenig gegessen und kaum gesprochen," schmollte Britta, als sie aufstanden.

„Ich habe einen Vortrag im Kopf."

„Den muß ich hören!"

„Er ist ganz militärisch und wird dich langweilen?"

„Im Gegenteil."

Erst war er noch sehr zerstreut, als er mit Britta auf der Veranda saß und seinen Vortrag begann. Aber sie faßte merkwürdig rasch auf und tat so kluge Fragen, daß ihn das Thema schließlich doch fortriß und er lebhaft sprach. Wie er sich aber zu ihr über die ausgebreitete Generalstabskarte beugte, fühlte er ihren warmen Atem und konnte plötzlich nicht weitersprechen.

„Für heute ist's genug mit der Gelehrsamkeit. Wie wär's mit einem Lied, Britta?"

Aber sie mochte nicht aufstehen und ins Zimmer an den Flügel gehen; sie saß so gern auf dem überdeckten Balkon, um dessen Brüstung rosa Begonien, weiße

Digitized by Google

Winden und blasse Kletterrosen hingen. Eine rote Papierlaterne, mit schwarzen langbeinigen Flamingo bemalt, warf einen unsicheren, rötlichen Schein über Brittas Gesicht. „Laß mich hier ganz still noch ein wenig bei dir sitzen; das ist so schön," bat sie.

„Kind, das muß dir doch mit der Zeit langweilig werden, immer wir zwei allein?" Er versuchte einen möglichst leichten, harmlosen Ton anzuschlagen. „Wir wollen nächstens Besuche im Regiment machen und auch jemand einladen."

„Wie du willst, Achim. Aber ich bin am liebsten mit dir allein."

Der Ton ihrer Stimme, der Blick ihrer Augen bewegte ihn. Er nahm ihre Hand und fühlte, wie jeder Puls dieser heißen Finger in den seinen fieberte. Schreckhaft klar erkannte er in dieser Minute, was er längst gefürchtet hatte, ohne es sich eingestehen zu wollen. Großer Gott, das nicht! Was sollte daraus werden? Er riß sich zusammen, ließ ihre Hand los und griff nach einem Buch. Ihrem fragenden Blick wich er aus.

Nach einer Weile, die sie noch still neben ihm verbracht, stand sie auf, ein leises Kleiderrauschen, ein sanftes „Gute Nacht", er war allein. Regungslos blieb er sitzen. Die Zigarette verglühte ungeraucht. Das Buch hielt er verkehrt in der Hand.

— — — — — — — — — — — —

In jeder kleinen Stadt wird viel geklatscht. Pedkuhnen bildete keine Ausnahme von dieser Regel. Der liebe Nächste erfreute sich auch hier einer stets regen, aber nicht immer wohlwollenden Anteilnahme bei seinen Nachbarn. Da konnte es nicht ausbleiben, daß der neu hereinversetzte Rittmeister v. Königstein viel besprochen wurde, die Trennung von seiner „englischen Frau", die

Digitized by Google

Frage, ob und wann Lady Isabel nach Pedkuhnen zu kommen beabsichtige. Solch lange Trennung konnte doch nur der Vorläufer einer Scheidung sein. Und es gab manches junge und viele ältere Mädchen in Pedkuhnen, die den Rittmeister gern über die Abwesenheit seiner Gattin getröstet hätten. Die fanden es daher „sehr komisch", daß Königsteins Pflegeschwester, Fräulein Brigitte Genthe, ihm den Haushalt führte und sein Kind wartete. Was solch junges Ding wohl davon verstand! Auch daß Britta sich von jedem Verkehr abschloß, konnte nach Ansicht aller nur einem unbändigen Hochmut entspringen. So urteilt man über die meisten Menschen, die einsam und unbehelligt von der lästigen Neugier anderer ihren Weg gehen wollen.

Hinter den Fenstern lauerten neugierige Gesichter, wenn Britta frisch und flott durch die Straßen ging. Fuhr sie den kleinen Herbert in seinem Sportwagen vor sich her, so war das eine „übertriebene Tuerei", kaufte sie mit der Köchin auf dem Wochenmarkt ein, so „wollte sie sich wichtig machen". Sah man sie gar in dunklem Reitrock und weißer Hemdbluse mit ihrem Vetter dem Walde zureiten, dann handelte sie nicht nur unpassend, sondern geradezu pflichtvergessen, weil sie das ihr anvertraute Kind den Dienstboten überließ. Recht machte sie es nie. Aber Britta wußte nichts von dem vielen Tadel, der sich bei den Damengesellschaften, auf Tennisplätzen und in Salonen über sie ergoß. Wenn sie es erfahren hätte, würde sie auch nur gleichgültig die Achseln gezuckt haben. Diese Gleichgültigkeit gegen das Urteil anderer war es eben, was man ihr nicht verzeihen konnte.

Etwas verbesserte sich die Stimmung, als Königstein wirklich seine Absicht ausführte und seine Pflegeschwester

Digitized by Google

der Frau des Regimentskommandeurs und bald auch den übrigen Damen der Stadt Pedkuhnen vorstellte. Daraufhin regnete es Einladungen und Aufforderungen zu Tennis-, Land- und Reitpartien. Aber Britta lehnte ab; der Haushalt und das Kind ließen ihr keine Zeit. Natürlich sah man darin nur einen Vorwand, denn die stundenlangen Ritte mit dem Vetter unterblieben keineswegs.

Auf der überdeckten Veranda des vielbesprochenen Hauses sah man oft bis tief in die Nacht hinein Licht schimmern, aus dem Hause hörte man die prachtvolle Altstimme bei offenen Fenstern singen, wenn manche Leute längst schlafen wollten.

Daß dieser Klatsch keine gefährlichen Formen annahm, lag nur an dem Takt der Offiziere, die ihre Frauen und Töchter immer wieder um Vorsicht baten und betonten, daß nichts unpassend sein könne, was eine Dame wie die alte Frau v. Königstein gestatte.

Joachim Königstein hatte sich schon eine so vorzügliche Stellung im Regiment gemacht, daß man eigentlich alles, was er tat oder unterließ, für richtig hielt. Jedenfalls wagte niemand, ihm auch nur eine Andeutung über die leise von Mund zu Mund gehenden Klatschereien zu machen.

Jobst gegenüber benahm man sich weniger vorsichtig. Er fing öfter Andeutungen auf, bemerkte ein schlechtversteckes Lächeln, das ihm zu denken gab, ging den Dingen nach und beschloß endlich, den Klatschbasen den Mund zu stopfen. Mit List oder Gewalt mußte er Britta auf den Tennisplatz bringen und einen Verkehr zwischen ihr und den Familien des Regiments anbahnen. Er machte allerlei gutgemeinte Vorschläge, aber Britta willigte erst ein, als auch Joachim ihr dringend zuredete.

Digitized by Google

Das junge Mädchen ging mit gekrauſter Stirn neben ihm her, aber Jobſt tat, als bemerke er ihre Verſtimmung nicht, und fing an von May zu ſprechen, die er überhaupt nicht mehr zu ſehen bekäme; denn auch die abendlichen Zuſammenkünfte im Garten habe der Alte ſich in ſo unhöflichem Ton verbeten, daß er das Haus nicht mehr betreten könne.

„Und darein fügt ſich May?“ fragte Britta empört.

„Ja, ſie iſt keine Heldin; nur eine Dulderin. Geh du doch einmal zu ihr und ſprich mit ihr, Britta.“

„Für die Moral der Opfertiere habe ich kein Verſtändnis. Ich kann nur handeln, nicht tragen helfen.“ Britta blieb ſtehen und ſah den Vetter feindſelig an. „Warum ſchleppſt du mich eigentlich bei dieſer blödſinnigen Hitze nach dem gräßlichen Tennisplatz, zu all den langweiligen Menſchen?“

„Weil ich es für richtiger halte, wenn du dich nicht ſo vollkommen einkapſelſt. Man ſpricht ſchon darüber.“

„Schön. Das iſt mir ganz gleichgültig.“

„Na ja, wenn man weiß, wie alles zuſammenhängt, dann iſt alles ganz natürlich,“ meinte Jobſt zögernd. „Aber ſieh mal, Britta, Iſabels und Achims Verhältnis hat doch entſchieden einen Riß, und —“

Sie lachte ſpöttiſch. „Wirklich, habt ihr das herausgebracht? Ihr ſeid aber klug. Nun, wenn du ſchon ſo viel weißt, dann will ich dir noch mehr ſagen: Achim und Iſabel ſind ganz auseinander; er ſchreibt ihr nicht und ſie ihm ebenſowenig. Seit ſie nach England gereiſt iſt, ließ ſie nichts mehr von ſich hören. Tante ſchreibt ihr über den Kleinen, aber auch dieſe Briefe bleiben ohne Antwort.“ Ihr Ton klang ſo triumphierend, daß es Jobſt befremdete.

Digitized by Google

„Und das freut dich, daß Achims Ehe in Stücke gebrochen ist?“ fragte er langsam.

„Jawohl, das freut mich,“ antwortete sie leidenschaftlich. „Das freut mich so sehr, daß ich laut aufjauchzen möchte: Er wird frei, frei von dem Elend dieser Ehe.“

„Weißt du denn ganz gewiß, daß er frei sein möchte? Sagte er dir das?“

„Nein, aber ich fühle es hier! Da tat bis jetzt immer etwas weh, wenn ich an Achims Heirat dachte. Jetzt nicht mehr!“

„Das ist ja schön,“ sagte Jobst trocken. Er sah Britta von der Seite an. „Aber weißt du, ich glaube, es wäre doch gescheiter, du gingest nach Karwinden zurück.“

„Fällt mir nicht ein! Ich habe Herbert übernommen. Den lasse ich keiner anderen.“

„Und Achim hast du auch übernommen?“

„Jawohl, den auch. Und nun komm rasch! Je eher ich da bin, um so schneller kann ich wieder fort.“

Jobst folgte ihr. Ein Unbehagen, dem er keinen Namen geben konnte, bedrückte ihn.

Der Tennisplatz in Pedkuhnen war von hohen Bäumen umschattet, alten Fichten, zwischen deren Dunkel hier und dort weiße Birkenstämme aufleuchteten. Die Tennisschlacht war noch nicht im Gange. Die Töchter des Regimentskommandeurs fingelten mit einem schlanken Fähnrich des Regiments. Fräulein Thekla v. Seyfried streifte schnell ihre Handgelenkfesseln wieder ab und sagte Jobst sehr freundlich guten Tag. Die Begrüßung Brittas fiel ziemlich kühl aus. Ein paar Ulanenoffiziere und weitere Damen aus der Gesellschaft kamen herzu. Zwei Mütter setzten sich als Anstands-

Digitized by Google

wächter in die mit rot und gelbem Zwillich austapezierten Strandstühle und machten die Unparteiischen.

Frau v. Seyfried winkte Jobst huldvoll zu sich heran; er galt als gute Partie, und sie hatte heiratsfähige Töchter ohne Vermögen. Daß er verlobt war, störte sie nicht in ihren Hoffnungen. Verlobt ist noch lange nicht verheiratet. Und was konnte er eigentlich an der kleinen May Rütger finden? Da sahen ihre Töchter doch ganz anders aus! Brittas vorzügliches Spiel, die wilde Anmut ihrer Bewegungen ärgerten sie; mehr noch die Gleichgültigkeit, mit der das junge Mädchen, wenn es nicht gerade spielte, zurückgelehnt auf dem Stuhl schaukelte, den Ballschläger über den Knien hielt und in den Saiten herumfingerte.

Die Mütter verordneten eine Erfrischungspause. Die jungen Damen verteilten mitgebrachte Kuchen und Früchte, auch die Tennisbuben erhielten ihr Teil. Alle kauten und schluckten noch eifrig, als der Regimentsadjutant, der magere, rotblonde Graf Spee, erschien. Fräulein Berta v. Seyfried wurde dunkelrot bis unter die braunen Stirnlöckchen.

„Der Herr Rittmeister v. Königstein folgt mir auf dem Fuß," berichtete der Adjutant mit Handküssen für die älteren und einer allgemeinen Verbeugung für die jüngeren Damen.

„Wollen Sie mitspielen?" bat Fräulein v. Seyfried.

„Leider kann ich das nicht. Ich komme überhaupt als Störenfried: der Herr Oberst wünscht sämtliche Herren im Kasino zu sprechen."

„Papa nimmt auch nie Rücksicht auf unser Tennis," klagte Thekla.

„Was ist denn los?" erkundigten sich die Herren. „Dienstgeheimnis?"

Digitized by Google

„Nein. Der Herr Oberst hat ein Telegramm erhalten, Seine Kaiserliche Hoheit der österreichische Thronfolger und Gemahlin sind in Sarajewo ermordet worden."

„Wie furchtbar!"

„Gräßlich!"

„Diese Schandtat!"

Wirr gingen die Stimmen durcheinander. Alle umdrängten den Adjutanten, um Einzelheiten zu hören. Der wußte aber auch noch nichts anderes als die furchtbare Tatsache.

In die allgemeinen Ausrufe des Bedauerns und der Empörung hinein sagte plötzlich das kleine Fräulein v. Bodmer mit weinerlicher Stimme: „Morgen abend wollten wir doch im Kasinogarten essen und dann tanzen. Wird nun nichts daraus?"

„Nein, das wird nichts," bestimmte der Adjutant. „An Tanzen ist in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu denken; denn dieses Attentat wird verhängnisvolle Folgen haben."

„Wieso?"

Joachim v. Königstein hatte nun einen Sturm von Fragen auszuhalten; von ihm als ehemaligem Generalstäbler erwartete jung und alt Gewißheiten und Vorhersagen. Er konnte nur der Ansicht des Grafen Spee beipflichten und für seinen Teil die Vermutung aussprechen, daß man wohl am Vorabend vieler und schwerer kriegerischer Ereignisse stehe. Doch solle man zunächst deshalb nicht allen Frohsinn verjagen.

Es dauerte eine ganze Weile, bis das Gespräch in ruhigere Bahnen lenkte und die jungen Mädchen Gelegenheit fanden, über das verschobene Gartenfest im Kasino zu klagen.

Joachim wußte, wie fremd und einsam Britta noch

Digitized by Google

immer in diesem Kreise war. Vielleicht bot sich hier eine Gelegenheit, das zurechtzurücken.

„Darf ich die verehrten Anwesenden anstatt ins Kasino morgen zu mir bitten?“ fragte er freundlich. „Getanzt kann natürlich nicht werden. Aber ich verspreche schöne Musik und ein gutes Abendbrot, nicht wahr, Britta? Auf unserer Veranda und in dem kleinen Garten sitzt man bei Mondschein auch ganz hübsch.“

Die Mütter willigten ein, die jungen Offiziere klappten die Hacken zusammen, und die jungen Mädchen wurden auf einmal sehr freundlich gegen Britta und sagten ihr herzlich lebewohl.

Während Achim und Jobst mit den Kameraden im Kasino bis spät in die Nacht hinein die aufregende Nachricht aus Sarajewo besprachen, saß Britta sinnend auf der Veranda. Bildete sie sich das nur ein oder vermied Joachim wirklich in letzter Zeit ein Alleinsein mit ihr? Immer lud er seinen Bruder ein und heute gar die ganze Kasinogesellschaft!

Ihre Hausfrauenpflichten fielen ihr dabei ein. Die Unterredung mit der Köchin lenkte sie ab. Als der Bursche ein noch druckfeuchtes Extrablatt hereinbrachte, fiel sie darüber her und las die kurze Beschreibung des gräßlichen Attentats, dem zwei hochstehende, hochsinnige Menschen zum Opfer gefallen waren. Britta fühlte kein Mitleid; der heroische Tod der jungen Fürstin dünkte ihr beneidenswert.

„Sie durfte für den Mann, den sie liebte, leben — und konnte mit ihm sterben! Gab's ein größeres Geschick?“ In dieser Richtung gingen ihre Gedanken weiter: „Mit ihm sterben! Für ihn das Leben hingeben! Wer das auch dürfte!“ Britta sagte die Worte laut vor sich hin und erschrak vor dem Klang ihrer eigenen Stimme.

Digitized by Google

Und plötzlich dachte sie an Isabel, die sie nur flüchtig vor vier Jahren in Karwinden gesehen hatte. Mit schmerzlichem Zusammenzucken entsann sie sich ihrer zarten blonden Schönheit und Achims zärtlicher Bewunderung für seine junge Frau. Jeden freundlichen Blick, jedes Liebeswort, das er zu Isabel gesprochen, wußte sie noch. „Und doch ist sie jetzt tot für ihn. Sie ist den schlimmsten Tod, den Tod der Lebenden, gestorben. Britta nahm sich vor, auf Achim zu warten.

Er kam spät heute, so spät wie sonst nie. Irgendwo hinter dem Haus mußte der Mond stehen. Der Himmel lag so hell und klar über den Straßen, daß die Sterne keinen Glanz hatten. Nur wie müde, zitternde Lichtchen schwammen sie im Weltall.

Endlich kam ein schneller, sporenklirrender Schritt die stille Straße herauf. So ging nur er, so elastisch und fest. Britta beugte sich weit über die Brüstung des Balkons. Der Mondschein lag voll auf ihrem Gesicht. Ihr weißes Kleid schimmerte durch die rosenroten Begonienstauden.

Joachim winkte mit dem Handschuh. „Du noch wach?" Er kam die Stufen der Verandatreppe herauf. „Du solltest längst schlafen!"

„Das kann ich nicht, wenn du nicht zu Hause bist. Warum bleibst du so lange fort?" Sie nahm seine von der Nachtluft kühle Hand und legte sie gegen ihr heißes Gesicht. „Was hatte der Oberst denn so Wichtiges mit euch zu verhandeln?"

„Über den Krieg sprach er, Britta; den Krieg gegen einen an Zahl übermächtigen Feind."

„Und du, was glaubst du?"

„Ich zweifle keinen Augenblick an dem baldigen Ausbruch des Krieges."

Digitized by Google

„Geh nicht von mir!“ Sie warf sich in seine Arme und lehnte wie schutzsuchend den Kopf an seine Schulter.

Er zog sie fest an sich. Wie süß das war, wieder eine Frau im Arm zu halten! „Wie schön könnte das Leben sein, wenn ...“

„Wenn — sprich weiter!“ Ihre Augen suchten die seinen. „Du liebst ja die unvollendeten Sätze nicht, Achim!“

„Wenn, ja wenn manches anders wäre, als es ist,“ vollendete er mit gezwungen klingendem Lachen, indem er sie losließ. „Geh zu Bett, kleine Britta, mach die lieben Augen zu und träume ...“

„Von dir, Achim!“

„Närrchen!“

„Sag das noch einmal, bitte.“

„Was?“

„Mach die lieben Augen zu und träume.“ — Lächelnd wiederholte er die Worte. — „Nun werde ich wundervoll schlafen.“

Er fühlte den Druck von zwei heißen jungen Lippen auf seiner Hand. „Aber Kind!“

Langsam, wie widerwillig zögernd schloß sich die Tür hinter Britta.

Er sah ihr nach. „Das muß ein Ende nehmen. Ich bin auch nur ein Mensch! ...“

— — — — — — — — — — — —

Britta sah sich triumphierend in den umgeräumten Zimmern um. Im Eßzimmer hatte sie eine Kredenz aufgebaut, mit allerlei aus Karwinden schnell herbeigeholten Speisen besetzt: gebratenen Hühnern, saftigen Rostbraten, verschiedenen Arten von Salaten und Kuchen. In den hohen Kristallvasen schwankten lichtgrüne Buchenzweige. Dazwischen standen steife, feierliche

Digitized by Google

Lilienstengel in flammendroten Majolikaschalen. Um den Rand jedes der kleinen, zierlich gedeckten Tische schlang sich eine Ranke aus Mohnblumen und Kornähren. Als die Kronleuchter, Kerzen und Lampen unter lichtgelben Schirmen und Schleiern brannten, gab es wirklich ein reizvolles Bild. Auch Veranda und Garten waren nicht vergessen. Ketten farbiger Lampione schaukelten an feinen Drähten über den Büschen. Das Licht setzte sich warm und wirkungsvoll gegen das wachsende Dunkel der benachbarten Gärten und der spärlich beleuchteten Straße ab.

Joachim bewunderte sie aus vollem Herzen. „Du bist eine Zauberin, das alles nur mit einer ungewandten Köchin und unserem nicht gerade geistreichen Ulanenburschen fertigzubringen."

„Darum eben lasse ich die Speisen nicht herumreichen. Wir bedienen uns selber," antwortete Britta lustig. „Schreibe schnell Tischkarten, Achim, und verteile sie!"

„Mit wem willst du zusammen sitzen?"

„Das ist mir ganz gleichgültig, da ich dich nicht zum Nachbarn haben darf."

„Das geht allerdings nicht."

„Aber setze dich wenigstens so, daß ich dir mal zunicken kann, ja?"

Oh, diese süßen, bittenden Augen! „Langsame Augen, die schwer lieben; aber wenn sie lieben, blitzt es heraus wie aus Goldschächten." So hatte er einmal irgendwo gelesen. „Ja, du Liebes, wir winken uns zu." Sein Ton klang wärmer, als er selbst wußte. Er merkte es erst an dem verklärten Ausdruck ihres Gesichts. „Zieh dich an, Britta, du mußt als Hausfrau fertig sein."

„Das geht rasch; frisiert bin ich schon. Schnell ein

Digitized by Google

weißes Kleid übergeworfen, ein paar rote Rosen angesteckt, fertig."

Weg war sie. Joachim verteilte die Tischzettel und fand dabei zu seinem Erstaunen, daß das kleine Fest anfing, ihm Spaß zu machen. Früher saß er immer wie sein eigener Gast an seinem Tisch; er wußte kaum, wer kam, noch viel weniger, was man speisen würde. Alles vollzog sich lautlos ohne ihn, wie in einem gutgeleiteten Hotel.

Britta kam wieder. „Gefall' ich dir?" Sie drehte sich langsam vor Joachim herum. Unter dem Saum ihres weißen Kleides kamen die Spitzen ihrer kleinen rotseidenen Schuhe hervor.

Er mußte immer auf diese kleinen Füße sehen. Mit einem festen Lackleder-Stiefel bekleidet, nahm er täglich den kleinen linken Fuß in die Hand, wenn er sie in den Sattel hob, warum nicht auch jetzt in dem kleinen rotseidenen Schuh? Ein starkes Verlangen, dies Füßchen in seinen Fingern zu fühlen, überkam ihn ...

Ob sie seine Gedanken erriet? Sie hob den Saum ihres leichten Kleides ein wenig höher und machte ein paar Tanzschritte. „Ach so, das dürfen wir ja heute abend nicht."

„Nein, das dürfen wir nicht," wiederholte er, ohne zu wissen, was er sprach. Das Blut sang in seinen Ohren und hämmerte in seinen Schläfen.

Der in seiner Dienertracht ein wenig steif und unbeholfen aussehende Bursche riß die Tür auf.

Oberst v. Seyfried nebst Frau und Töchtern erschienen mit militärischer Pünktlichkeit; gleich hinter ihnen der Etatsmäßige, Major v. Wachter, mit seiner stets etwas versorgt aussehenden Gattin; der Adjutant Graf Spee, ein paar Ulanenoffiziere und der seines guten Tennis-

Digitized by Google

ſpielens halber beliebte Fähnrich v. Ruhmohr. Eine ganze Weile ſpäter kam Jobſt. Er tat ganz harmlos, obwohl er wußte, daß er ſich verſpätet hatte.

Der Oberſt biß im geſelligen Verkehr nie den Vorgeſetzten heraus. Er antwortete daher ſehr freundlich auf Jobſts Entſchuldigungen: „Iſt ja kein Dienſt, lieber Königſtein.“

„Wenn man zu ſeinem Rittmeiſter eingeladen iſt, muß man pünktlich antreten,“ meinte Joachim.

„Ach, mach dich nicht wichtig, alter Sohn. Als jüngerer Bruder mit dem in einem Regiment zu ſtehen, da gibt's nichts zu lachen, Herr Oberſt,“ ſeufzte Jobſt.

Joachim bot Frau v. Seyfried den Arm und führte ſie ins Speiſezimmer.

Ein allgemeines: „Ach, wie hübſch!“ — „Ganz reizend!“ — „Famos, wirklich famos!“ Auch das Eſſen und die Bowle fanden Beifall.

Frau v. Wachter, die deutſche Hausfrau wie ſie nicht ſein ſoll, immer ein wenig verwaſchen, verkocht und verſorgt, bewunderte dieſes zwangloſe, wie „hingepuſtete“ Eſſen am meiſten. Sie konnte ſich gar nicht beruhigen, wie es möglich ſei, etwas ſo ſchnell herzuſtellen.

„Ich ſag' ja immer, du machſt dir viel zu viele Umſtände,“ meinte Herr v. Wachter, der ſich der einfachen Frau oft ein bißchen ſchämte, wenn er ſie mit den anderen Offiziersdamen verglich. „Ohne eine Kochfrau und zwei Kaſinoordonnanzen kann meine Frau nicht drei Menſchen bei ſich ſehen. Am anderen Tage gibt es dann Hecht in Muſcheln und aufgewärmten Kalbsbraten nach dem Spruch:

‚Was iſt das Beſte vom Feſte?
Die Gäſte? Nein, die Reſte.‘“

Digitized by Google

Auch Frau v. Wachter stimmte in das allgemeine Gelächter ein, obwohl sie sich ärgerte, daß ihre Hausfrauentugenden bespöttelt wurden.

Bald ging es an allen Tischen laut und lustig zu. Britta beteiligte sich wenig an der Unterhaltung; sie war froh, als nach dem Essen ein Rundgang durch den erleuchteten Garten gemacht wurde. Graf Spee wich nicht von ihrer Seite. „Sie ist nicht schön, aber interessant, gefährlich," dachte er. Fräulein Berta v. Seyfried, die sich Hoffnungen auf den Adjutanten ihres Vaters machte, kämpfte mit ihrer Enttäuschung. Sie war dem Weinen nahe. Ganz kamen die jungen Damen überhaupt nicht auf ihre Kosten. Sonst trennten Herren und Damen sich nicht, denn die Damen rauchten gern eine Zigarette, und der Rauch störte sie wenig. Heute folgten die meisten Offiziere bald dem Oberst und Joachim zu ernstem Gespräch.

Die Damen mußten sich lange allein behelfen. Das geht ja eine Weile. Aber schließlich wird man mit den hergebrachten Stoffen doch einmal fertig, mit den neuesten Romanen, in der Luft liegenden Verlobungen und dem bißchen Stadtklatsch. Der Abend drohte in gähnender Langeweile zu ersticken. Da ging Britta an den Flügel und schlug den Deckel zurück.

„Glauben Sie, daß die Herren, die Armeen aufmarschieren lassen, jetzt für Musik Sinn haben werden?" fragte Berta v. Seyfried ein wenig spitz.

„Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß meine Vettern Musik so lieben, daß sie sicher zu uns kommen."

„Herr Jobst v. Königstein auch?" erkundigte sich Thekla schnell.

„Jawohl, der auch."

„Lichter anzünden?" fragte der Fähnrich diensteifrig.

Digitized by Google

„Danke, dieses Lied singe ich auswendig."

Britta spielte ein kurzes Vorspiel. Es klang wie einsames Streifen im Walde. Dann ging sie in eine eigenartige Melodie über, und die weiche, dunkle Altstimme setzte ein:

„Das war der Tag der weißen Chrysanthemen,
Mir bangte fast vor ihrer Pracht.
Und du — — du kamst, die Seele mir zu nehmen,
Tief in der Nacht."

Im Nebenzimmer verstummte das Gespräch.

„Mir war so bang, doch du kamst zart und leise,
Ich hatte grad im Traume dein gedacht!
Du kamst! Und wie auf Märchenweise
Verklang die Nacht."

Ein ganz eigener Zauber, Märchenweise lag in den Tönen.

Joachim trat in die Tür. „Das Lied kannte ich noch gar nicht, Britta. Warum hast du das noch nie gesungen?"

„Gefällt es dir?"

„Ja, Britta, sing es noch einmal!"

Sie schüttelte den Kopf. „Ein andermal. Wenn wir allein sind, Achim."

Fräulein v. Seyfried schnitt ein spöttisches Gesicht. Jobst bemerkte, daß die Damen Blicke tauschten. Er ärgerte sich. „Meine Herrschaften, Sie müssen nicht glauben, daß nur unser Pflegeschwesterchen Britta musikalisch ist. Nein, unsere ganze Familie ist großartig begabt. Ich spiele auch sehr schön," rief er.

„Verschone uns," bat Joachim. Aber Jobst saß schon am Flügel und sang mit unausgebildeter, aber hübscher Stimme ein Brettllied nach dem anderen. Der

Digitized by Google

Abend war gerettet, die harmlos heitere Stimmung hielt an.

Endlich gab Frau v. Seyfried das Zeichen zum Aufbruch. „Tausend Dank für den reizenden Abend!" Sie umarmte Britta. „Liebes Fräulein Genthe, wie Sie alles vorzubereiten verstehen! Da kann eine alte Hausfrau lernen. Nicht wahr, Sie kommen recht bald mit Ihren beiden Herren Vettern zu uns? Ganz gemütlich und intim." Ein Blick voll „Schwiegermuttersehnsucht" traf Jobst.

„Aber wie gern, gnädige Frau," versicherte der mit schalkhaften Augen. Britta murmelte etwas Unverständliches, was ebensogut eine Ablehnung wie eine Zustimmung bedeuten konnte.

„Ein sehr gut gelungener Abend. Ich danke dir für alle Mühe, Britta," sagte Joachim, nachdem er die Gäste hinausbegleitet hatte. „Wollen wir auch schlafen gehen?"

„Nein, ausklingen lassen," bat sie.

„Die Leute müssen morgen sehr früh wieder heraus," wandte er ein.

„Die können alle zu Bett gehen. Hören Sie, Steffens, verschwinden Sie mit den Bowlen- und Bratenresten, aufgeräumt wird erst morgen!"

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein." Ein paar Türen klappten noch. Dann wurde es ganz still in dem kleinen Haus.

Britta schob Joachim einen bequemen Stuhl hin, daneben ein Tischchen mit Zigaretten. Aber er mochte nicht mehr rauchen. Sie saß ihm gegenüber, in einen tiefen Sessel zurückgelehnt, die Hand auf die blumige Lehne gestützt, die Füße in den rotseidenen Schuhen auf einem blaßgrauen Atlaskissen.

Er betrachtete sie lange. Von ihrem still lächelnden

Digitized by Google

Gesicht fort glitten seine Blicke wie magnetisch angezogen zu diesen hochspannigen Füßchen hinunter. Und der Wunsch, diese kleinen Füße in seinen Händen zu fühlen, stieg wieder unbezwinglich in ihm auf. Müder Rosenduft wehte durchs Zimmer, hüllte sein Denken ein und zwang seine Wünsche, sein fieberndes Verlangen immer wieder zu Britta hin. Der Duft kam aus jeder Falte ihres Kleides, aus ihrem schwarzbraunen Haar, dieser süße, schwüle Duft sterbender roter Rosen. Er gab seinem Stuhl einen Ruck, näher zu ihr hin. Seine Augen brannten, sein Atem ging schwer.

„Britta!" Er nahm ihre Hände und zog sie von ihrem Sessel empor. „So komm doch!" Da lagen ihre Arme schon um seinen Hals. „Wie dein Herz schlägt! Wie das eines gefangenen Vogels. Britta, was machst du aus mir?"

Ihr Mund aber suchte seine Lippen und schloß sie ihm. Er küßte sie wild, atemlos. Er trank ihre Küsse und spürte doch keine Linderung für seinen Durst. Ihr Kopf ruhte in seinem Arm. Ihr Gesicht war ihm zugewandt, ihre Augen glichen zwei blauen Flammen.

„Und du — du kamst die Seele mir zu nehmen," flüsterte sie zwischen seinen Küssen. Und dann kam's halb schluchzend vor Seligkeit über ihre Lippen: „Ich habe dich ja so grenzenlos lieb, Achim!"

Das gab ihm die Besinnung zurück. Er ließ sie los. „Britta, verzeih mir!"

„Was denn? Auf diese Stunde habe ich ja gewartet, immer darauf gehofft, davon geträumt, Achim. Nimm mich wieder, küsse mich tot, wenn du willst!"

Seine Blicke irrten über ihr Gesicht, die bebenden Nasenflügel, die halbgeschlossenen Augen, den brennendroten Mund. Doch das Rauschen in seinem Blut hörte

Digitized by Google

auf, so jäh, wie es gekommen war. Lähmende Traurigkeit erfaßte ihn, tiefe Scham.

Er stand auf und ging zum Schreibtisch. „Ich habe ganz vergessen ... ich muß noch etwas schreiben ... einen wichtigen Brief."

In ihrem Gesicht zuckte ein ängstliches Staunen auf. Sie krampfte die Hände zusammen.

„Schreiben — jetzt willst du schreiben ... Ich verstehe dich nicht."

„Wirklich, es muß sein ... heute noch. Der Brief geht nach England. Und Britta, liebe Britta, ich kann nur immer wieder bitten: verzeih mir!"

„Ach du!" Ihre gekrauste Stirn glättete sich schnell, weil sie seine Gedanken zu erraten glaubte. Noch war er nicht frei, und deshalb kamen ihm die Küsse wie ein Unrecht vor. Natürlich wollte er sofort an Isabel schreiben und ihr die Scheidung vorschlagen. „Ja, schreib nur deinen Brief," sagte sie. Wie Lachen klang es durch die Worte. Ihr helles, klingendes Mädchenlachen, das ihn immer entzückte. „Du, Achim, küsse mich noch einmal!"

Aber er schob sie nach der Tür. „Geh, Kind — ich bitte dich ..."

Auf seiner Stirn stand Schweiß.

— — — — — — — — — — — —

„Liebe Isabel!

Bis jetzt habe ich darauf gewartet, daß Du, die unsere Trennung herbeigeführt hat, zuerst wieder einlenken würdest. Darauf scheine ich aber vergeblich zu hoffen. Viele Wochen sind vergangen, ohne daß auch nur ein Laut von Dir zu mir gedrungen wäre. Ich will es also sein, der die Hand bietet und Dich bittet: komm zurück zu mir um unseres Kindes, um meinet- und auch

Digitized by Google

Deiner selbst willen. Es ist nicht gut, sich so weit und für lange zu trennen. Glaube mir das.

Über die Kriegsaussichten wirst Du unterrichtet sein. Ich bin fest davon überzeugt, daß es sehr bald zum Kriege zwischen Österreich-Ungarn und Serbien kommt. Dann werden wir, wenn Rußland sich einmischt, als treue Verbündete Österreich-Ungarn zur Seite stehen. Mehr kann ich darüber nicht schreiben. Isabel, Dich im Fall eines Krieges in England zu wissen, ist mir ein schrecklicher Gedanke! Man wird Dir, sowie der Krieg ausbricht, Schwierigkeiten machen, Dich hindern, nach Deutschland zurückzukehren. Zögere also nicht, reise sofort ab! Brächtest Du es fertig, in Kriegszeiten von Deinem Kinde getrennt zu sein? Bedenke das und folge meinem Rat, meiner dringenden Bitte. Der Krieg, der vieles ändert und umgestaltet, wird auch unser Leben zurechtrücken. Noch einmal bitte ich Dich: komm ...

Achim."

Joachim v. Königstein überlas den schnell hingeworfenen Brief. Kühl und nüchtern erschien ihm selbst, was er geschrieben hatte. Aber mit der Erinnerung an die letzte Stunde im Herzen hätte er sich eines Liebeswortes in dem Brief an seine Frau geschämt. Schnell schob er das Blatt in den Umschlag und schrieb mit fester Hand die Adresse.

Den Kopf in die Hand gestützt, blieb er am Schreibtisch sitzen, in quälende Gedanken vertieft. Wie konnte er nur Britta so küssen! Längst mußte er ein Ende machen und das temperamentvolle, heißblütige junge Geschöpf nach Karwinden zurückschicken.

Über seine Gefühle glaubte er klar zu sein: eine Aufwallung des Blutes, die Sehnsucht, wieder eine Frau im Arm zu halten, das war's, was ihn zu ihr

Digitized by Google

gezogen hatte — weiter nichts. Brittas Empfindungen für ihn mochten wohl tiefer sein. Armes Kind! Sie würde leiden. Am besten war's, wenn seine Mutter sie aufklärte. Eine Frau faßt so etwas behutsamer an. Vor allem seine Mutter, die Mutter, deren verzeihende Milde einem tiefen Verstehen der menschlichen Natur entsprang.

Morgen schon mußte er Britta und den Kleinen nach Karwinden schicken, unter irgend einem Vorwand. Ein reitender Bote konnte gleich früh einen Brief voraus nach Karwinden bringen. Einsam würde er sein ohne seinen lieben Kameraden und sein süßes Kind, aber die Strafe hatte er verdient.

Am anderen Morgen zog er den Dienst in die Länge. Erst kurz vor dem Essen kam er nach Hause. Der Ulan meldete ihm: „Die gnädige Frau aus Karwinden würde gegen vier Uhr selber kommen und das gnädige Fräulein und den Kleinen im Wagen abholen."

Ein erleichterter Atemzug hob Joachims Brust. Seine Mutter traf immer das Richtige. Die Gewißheit, daß sein Alleinsein mit Britta in wenigen Stunden zu Ende ging, befreite ihn wie von einem Alp.

Er fand sie im Eßzimmer, damit beschäftigt, Herbert das Mundtuch vorzubinden.

„Endlich kommst du!" Ihre Augen strahlten ihn so glückselig an, daß ihm weh ums Herz wurde. „Heute hast du deine arme Schwadron lange geelendet! Können wir heute abend reiten?"

„Heute abend? Nein ..." Er vermied ihren Blick und streichelte das blonde Köpfchen seines Kindes. „Ich wollte dich bitten, mit Herbert nach Karwinden zu fahren, Britta. Meine Mutter holt euch ab. Laß nachher eure Sachen packen."

Digitized by Google

Sie blieb immer noch ahnungslos. „Gern. Sollen wir denn die Nacht über da bleiben?"

„Die nächsten Tage überhaupt."

„Tante ist doch wohl?"

„Ja, aber sie hat Sehnsucht, Herbert zu sehen, und will Karwinden nicht verlassen."

„Dann kann Herbert ja bei ihr bleiben, und ich komme wieder zurück. Du bist sonst doch ganz allein, Achim."

„Darunter werde ich in nächster Zeit nicht leiden. Ein längerer Übungsritt liegt in der Luft."

„Dann kannst du mich also nicht brauchen?"

„Nein, ich kann dich jetzt nicht mehr brauchen."

Es sollte ein Scherz sein, aber etwas an dem Ton, in dem er mit ihr sprach, fiel ihr auf. Sie rückte die Blumenvase fort, um voll in sein Gesicht sehen zu können. Die Gegenwart des aufwartenden Dieners hinderte sie, weitere Fragen zu stellen.

Joachim riß sich zusammen. Er erzählte allerhand, trieb Unsinn mit dem Bübchen, aber Britta ließ sich nicht täuschen.

Etwas Besonderes ging in ihm vor. Zu genau kannte sie jeden Ton seiner Stimme, jeden Ausdruck in seinem Gesicht.

Das Kindermädchen erschien, um den Kleinen zu seinem Nachmittagschlaf zu holen. Auf der Veranda stand die Kaffeemaschine bereit. Britta zündete die Flamme darunter an. Dann richtete sie sich wieder hoch. Die Hände auf dem Rücken, stand sie vor Joachim und sah ihn lächelnd an.

„Du — wie bist du denn heute eigentlich?"

„Wie denn?"

„Ganz ausgetauscht — und so kalt." Ihre Augen baten um einen Kuß.

Digitized by Google

Er hielt ihr die Zigarettenschachtel hin. „Verständig sein, Britta. Da nimm dir eine Zigarette. Wir wollen vernünftig zusammen reden."

„Ach, dann hört man immer etwas Unangenehmes. Sag's lieber schnell. Was hab' ich angestellt?"

„Du? Nichts. Oder wenigstens hast du nur den allerkleinsten Teil der Schuld. Aber ich habe mich gestern abend unverantwortlich benommen, Britta. Und das soll und darf nicht wieder vorkommen."

„Schön." In ihren Augen blitzte es schalkhaft, als ob sie sagen wollte: „Wie lange der gute Vorsatz wohl gehalten wird?"

„Ich habe gestern abend noch an meine Frau geschrieben," fuhr Joachim fort.

Britta wurde ernst. Sie faßte nach seiner Hand. „Ja, das ist gut. Ich kann mir denken, daß dir das schwer wurde, Achim."

„Gewissermaßen ja. Aber schließlich, da Isabel nun doch einmal so eigensinnig ist, muß ich der Verständige sein und das erste Wort sprechen. Dringend habe ich Isabel gebeten, so bald wie möglich wieder zu mir zu kommen."

Eine Minute blieb es still auf der Veranda. Britta sah sich wie verwirrt um. „Was hast du geschrieben?" Ihre Stimme klang hart und spröde. „Isabel soll zurückkommen?"

„Ja. Unsere Trennung hat wirklich lange genug gedauert, und bei der drohenden Kriegsgefahr ist ihre Anwesenheit in Deutschland das einzig Richtige."

„Du willst dich nicht von Isabel scheiden lassen?"

Jetzt war es an ihm, erstaunt auszusehen. „Daran habe ich überhaupt nicht gedacht. Niemals stieße ich die Mutter meines Kindes von mir."

Digitized by Google

„Und ich? ...“ Nur wie ein Hauch berührte die Frage sein Ohr.

„Britta ...“ Er faßte nach ihrer Hand. „Du hast mich mißverstanden. Aber das ist nicht deine Schuld. Ich habe mich hinreißen lassen gestern abend. Ich habe heißes Blut, und dein Liebreiz hatte mich trunken gemacht.“

„Und ich habe dich geliebt.“ Das sagte sie ganz ruhig und ernst, ohne eine Spur von Scham oder Bitterkeit; aber mit einem Ton, der ihm ins Herz drang.

„Armes, liebes Kind! Du tust mir entsetzlich leid ...“

Da flammte ihr gekränkter Stolz hoch auf. „Laß! Das nicht! Ich will kein Mitleid — von dir nicht. Niemals!“ Sie stieß seine Hand, die er ihr immer noch hinhielt, zurück. Wie Sturm flog es über ihren jungen Körper, Tränen liefen unaufhaltsam über ihr Gesicht. Sie nahm sich weder die Mühe, sie zu verbergen, noch sie abzutrocknen. Auf keines seiner bittenden Worte erwiderte sie eine Silbe. Aber sie schien doch zu hören, was er sprach, denn plötzlich schrie sie auf, wild, verzweifelt, wie jemand, der gefoltert wird: „Schweig! Sei barmherzig und sprich nicht weiter! Du warst trunken, und ich habe dich geliebt! Immer nur dich! Damit ist alles gesagt, was sich sagen läßt. Jedes weitere Wort ist überflüssig.“

„Geh wenigstens nicht im Zorn von mir, Britta,“ bat er bewegt. „Ich habe dir so viel zu danken.“

Sie streckte die Hände abwehrend aus, als ob seine Worte Steine wären, die auf sie zuflögen.

„Kann ich nichts — gar nichts für dich tun, Britta?“

„Ja, laß mich allein! Ich will, ich muß allein sein.“

Er senkte den Kopf und ging schweigend hinaus.

Digitized by Google

Ein Ächzen, das wie die Klage eines todwunden Tieres klang, schrie ihm nach und riß an seinen Nerven.

— — — — — — — — — — — — —

Frau v. Königstein stellte keine Fragen. Sie behandelte die Nichte noch liebevoller als sonst, aber sie kam mit keinem Trost für die Herzenswunde. Sie mußte ausbluten und vertrug keine Berührung. Das Leben in Karwinden ging seinen alten Gang.

Jobst kam oft herübergeritten, Joachim nicht. Frau v. Königstein fuhr ab und zu nach Pedkuhnen, um Besorgungen zu machen, wie sie vorgab. In Wirklichkeit wollte sie nur ihren ältesten Sohn sehen und ihm Herbert zeigen. Sie bat nicht um Joachims Kommen nach Karwinden.

Der politische Himmel hatte sich inzwischen immer mehr verfinstert. Die Hoffnung, daß Österreich-Ungarn mit Serbien allein Krieg führe, wurde durch den Aufmarsch der Russen an der Grenze immer unwahrscheinlicher. Der Kriegszustand wurde in Deutschland erklärt. Man erwartete nur noch den Mobilmachungsbefehl in den schicksalsschweren letzten Julitagen des Jahres 1914. Nie vorher waren die Zeitungen mit so zitternder Angst erwartet worden. Denn Ostpreußen traf der Krieg härter als andere Provinzen. Viele Gutsbesitzer schickten schon ihre Familien fort.

Frau v. Königstein war entschlossen, in Karwinden auszuhalten. Niemals würde sie ihr Heim und ihre Leute im Stich lassen. Dagegen fragte sie Britta: „Wie wär's, wenn du mit dem Kleinen fortgingest, Britta?"

Aber das junge Mädchen schüttelte den Kopf: „Ich bleibe bei dir, Tante."

„Wie du willst. Man weiß ja auch noch gar nicht,

Digitized by Google

wo es sicher bleiben wird. Freilich, wenn sie hier hereinkommen, die Feinde . . ." Ein Seufzer hob Frau v. Königsteins Brust. Sie sah über das schwere Weizenfeld, dessen breite lagernde Schwaden von den Karwindener Leuten beiderlei Geschlechts zu Garben gebunden wurden.

Über dem rastlosen Schaffen lag heute dumpfe Stille. Dann und wann hob sich rasch ein Blick zur Staatsstraße hinüber, die wie ein glänzendes Silberband zwischen dem gelbgrünen Haferfeld aufgleißte. Auf all den heißen, verbrannten Gesichtern der Arbeiter lagen Erwartung und Spannung, was die nächsten Stunden brächten. Ging wirklich der mehr als vierzig Jahre sorgsam gehütete Friede zu Ende, und würde auf diesen wohlbestellten Feldern die Ernte zerstampft, der Heimatboden mit Blut gedüngt werden? Die Leute fühlten die Liebe zur Scholle wie eine innere Unruhe, eine halb unbewußte Angst.

Frau v. Königstein stand mit Britta und dem kleinen Herbert zwischen den Weizengarben und sah zu dem leise wandernden Hafer hinüber, zu den saftiggrünen Wiesen, die dank der Frühjahrsbearbeitung einen kräftigen zweiten Schnitt Gras verhießen.

„Besonders gut steht alles diesmal, Enke," wandte sie sich an den Inspektor. „Wir könnten eine außergewöhnliche Ernte haben."

„Wir haben scharf gearbeitet in Karwinden all die Jahre über, und nun wo's ans Ernten geht . . ."

„Nicht den Mut verlieren, Enke," bat Frau v. Königstein. „Wir haben doch schon manches überwunden. Schlimme Zeiten, als uns die Hypothekenschulden über den Kopf zu wachsen drohten! Wissen Sie noch? Das ist alles gut ausgegangen. Auch diesmal lassen wir uns nicht unterkriegen, mein Alter."

Digitized by Google

Der Inspektor nickte. Aber sein Gesicht blieb traurig.

Frau v. Königstein und Britta gingen weiter über das Stoppelfeld. Die Sonne brannte heiß. Der Geruch des reifenden Korns lag schwül und schwer in der Luft.

Der kleine Herbert sammelte liegengebliebene Kornähren auf. „Für Papas Pferde," sagte er wichtig. „Wann kommt der Papa, Großmama?"

„Bald, Liebling."

„Heute noch, Großmama?"

„Nein, heute nicht."

„Aber morgen doch!" Der kleine Mund verzog sich zum Weinen.

Der klägliche Ton der Kinderstimme tat Britta weh. „Das geht nicht länger," sagte sie gequält. „Das Kind entbehrt seinen Vater, du deinen Sohn. Weshalb? Meinetwegen. Ich bin der Störenfried."

„Britta, Liebe, nein, so mußt du das nicht auffassen."

„Ach, Tante, ich schäme mich so!" Britta schlug die Hände vors Gesicht. „Wenn ich denke, was ich mir eingebildet habe, und was Wirklichkeit war!"

„Du hast gar keinen Grund, dich eines starken, schönen Gefühls zu schämen," antwortete Frau v. Königstein ernst. „Britta, du bist ein verständiges Mädchen, bleib dem Vetter nur gut. Mir bist du ganz wie ein eigenes Kind. Was finge ich ohne dich an, wenn meine beiden Jungen in den Krieg ziehen?" Sie wußte gar nicht, was sie alles noch redete, um das arme, wunde Herz zu beschwichtigen.

Britta hörte still zu. Plötzlich lachte sie. Das Lachen schmerzte Frau v. Königstein.

„Britta, du bist noch jung. Das Leben ist lang.

Digitized by Google

Häng dich nicht an etwas, das du nicht haben darfst," bat sie. „Dir bleibt noch viel, dein schöner Gesang ..."

„Mir ist, als könnte ich nie wieder singen. Jeder Ton müßte zerbrechen."

„Jetzt noch, das ist begreiflich — und Britta ..." Frau v. Königstein blieb stehen und nahm den Kopf der Nichte zwischen ihre beiden Hände. „Was ich dir schon immer sagen wollte: ich hab' dich noch viel lieber jetzt, tausendmal lieber als vorher, du süße, liebe, dumme Marjell. Und nun lache mal wieder, aber anders als vorhin! Weißt du nicht, daß die Jungen immer sagten: Wenn Britta lacht, muß man mitlachen, ob man will oder nicht?"

„Zum Lachen war's gerade nicht." Britta hob den Kleinen hoch und gab ihn Frau v. Königstein auf den Arm. „Geh mit ihm voran ins Haus, Tante! Ich komme euch nach. Ich will mir manches überlegen. Ein Ausweg muß sich finden, damit du deinen Sohn wieder öfter sehen kannst."

Britta ging die schattenlosen Feldwege dem Walde zu. Das eintönige Dengeln und Schwirren der Sensen tönte hinter ihr her. Die Einsamkeit tat ihr wohl. Die Stimme der Tante, der Anblick des Kindes quälten und beunruhigten sie. „Ich ertrag's nicht länger. Fort muß ich, aber wohin? Heimatlos hier wie überall!"

Ihre Gegenwart lag eingesargt, an die Vergangenheit durfte sie nicht denken, eine Zukunft gab's für sie nicht.

Joachims Brief konnte schon in Isabels Händen sein. In wenigen Tagen traf die junge Frau vielleicht in Pedkuhnen ein. Der Abschiedsschmerz, der Krieg ließen dann beide alles vergessen, was zwischen ihnen gestanden hatte. Ein neues Liebesglück blühte ... und das sollte sie ansehen? Niemals. Wer sterben könnte,

Digitized by Google

einschlummern — vergessen! Der Gedanke an den Tod, als den einzigen Ausweg aus all dieser Qual, hatte schon länger in ihr geschlafen; heute in der grüngoldenen Waldesstille wurde er plötzlich wach.

Trotz der flimmernden Hitze fühlte sie ihre Glieder kalt und schwer werden. Ohne zu wissen, wohin sie wollte, ging sie weiter und stand auf einmal dicht vor einem dunklen See, der sich zwischen Wiesen und Wald ausbreitete. Das Schilf schwankte im Winde. Die samtbraunen Kolben trugen weißgelbe Blütenbüschel.

Wie schwarz das Wasser aussah, wie mooricht der Grund! Ein langsames Versinken und Ersticken — gräßlich! Ihre Jugend bäumte sich auf.

Das Schilf rauschte, ein Schuß knallte, ein Strich Enten flog mit klapperndem Flügelschlag auf. Eine klatschte ins Wasser.

„Wotan, faß!" Eine laute Männerstimme feuerte den braunen Jagdhund an. Der sprang in das hoch aufspritzende Wasser und nahm die angeschossene Ente vorsichtig ins Maul.

Noch ein Schuß. Die Schrotkörner prasselten dicht an Brittas Kopf vorbei.

„Hören Sie mal, Sie da drüben, gehen Sie mir gefälligst aus der Schußlinie!"

Das war Krachts Stimme. Britta erkannte den Jäger, der in hohen Stiefeln in dem kleinen Kahn stand. Richtig, der See gehörte schon zum Schmedkallener Gebiet. „Schießen Sie ruhig weiter. Wenn Sie mich anschießen, ist mir's auch gleichgültig," rief sie hinüber.

„Fräulein Genthe, hallo! Da hat die Jagd natürlich ein Ende. Warten Sie, bitte, ich komme zu Ihnen."

Kracht stieß die Ruder ins Wasser. Ein paar kräftige

Digitized by Google

Stöße, dann sprang er ans Ufer und zog den Kahn ins Schilf.

In dem graugrünen Jagdrock sah er besser aus als in jedem anderen Anzug, ein wenig derb, aber einfach und ursprünglich.

Er schaute an seinen mit Schlamm bespritzten Stiefeln hinunter. „Verzeihen Sie meinen Aufzug. Wenn man auf Entenjagd geht, sieht man immer räubermäßig aus. Ich habe Sie so endlos lange nicht gesehen, Fräulein Britta! Aber wie konnten Sie sich mir nur so unvorsichtig in die Schußlinie stellen? Wenn ich Sie nun angeschossen hätte?"

„Was lag daran? Ich sah mir gerade den See an, ob sich's wohl angenehm auf dem Grund ruhte. Aber mir graut vor einem langsamen Versinken. Ein schneller Schuß ins Herz müßte schön sein."

„Wie können Sie nur so etwas sagen!" verwies er, indem er die Büchse entlud.

„Der Tod liegt ringsherum in der Luft," antwortete sie nachdenklich. „Jede Stunde kann den Krieg bringen, und das bedeutet den Tod für Tausende und aber Tausende."

„Für Männer, nicht für Frauen."

„Leider."

„Sie sind ja heute in sehr tragischer Stimmung. Weshalb? Wegen der Kriegsaussichten? Gott, jede Kugel trifft ja nicht!"

„Müßten Sie auch mitgehen, Herr v. Kracht?"

„Natürlich. Glauben Sie, ich bleibe hinter dem Ofen? Nee, das gibt's nicht."

Britta fand ihn heute nicht abstoßend wie sonst. Ein Gedanke durchzuckte sie, erst form- und farblos, bald aber sich verdichtend und Gestalt gewinnend. In

Digitized by Google

Karwinden konnte sie nicht bleiben. Daß sie zu fremden Menschen ging oder sich zur Sängerin ausbilden ließe, das würden ihre Verwandten nicht zugeben. Sie war arm, ganz von der Tante abhängig, die sie zum Dank für alle Wohltaten von dem Beisammensein mit dem geliebten Sohn abschloß. Eine Heirat mit Kracht brachte das in Ordnung. Damit erfüllte sie den Wunsch der Tante. Daß diese Heirat ihr Pflichten auferlegte, ihm Rechte über sie gab, erwog Britta in ihrer Aufregung nicht. Aus ihrer jetzigen entsetzlichen Lage sollte ihr diese Verlobung heraushelfen, weiter nichts. Aber wie konnte sie Kracht ihre Sinnesänderung eingestehen, ohne sich etwas zu vergeben?

Auch Herr v. Kracht schien sich auf ein Gesprächsthema zu besinnen. Eine geraume Weile ging er schon, ohne zu sprechen, neben ihr her. „Sie waren recht lange in Pedkuhnen," fing er endlich an.

„Ja, sehr lange," antwortete Britta mit abgewandtem Gesicht. „Ich gehe nicht wieder hin."

„Hat Ihr Herr Vetter eine passende Hausdame gefunden?"

„Er sucht gar keine, sondern wird sich wohl mit seiner Frau aussöhnen. Wenn der Krieg ausbricht, bleibt der Kleine bei seiner Großmutter in Karwinden."

Kracht hätte nichts Lieberes hören können. Brittas langer Aufenthalt in Pedkuhnen war ihm sehr unangenehm gewesen. Heimliche Eifersucht hatte ihn beständig geplagt. Ihre anscheinende Unbefangenheit täuschte ihn jetzt. Ihre Stimme klang sanfter als sonst. Ihr Ausdruck schien viel freundlicher zu sein. Ob er es noch einmal versuchte? Der drohende Krieg ließ den Vorschlag der Werbung weniger unbescheiden erscheinen. Wenn sie einwilligte, ihn schnell zu heiraten, war sie

Digitized by Google

glänzend versorgt. Das würde zwar nicht bei ihr, aber gewiß bei ihren Verwandten zu seinen Gunsten ins Gewicht fallen. Ohne sich länger zu besinnen, hielt er ihr die Hand hin.

„Gnädiges Fräulein ... Britta — wir stehen am Vorabend großer Ereignisse. Da möchte jeder vorher noch in seinem eigenen Leben alles in Ordnung bringen. Ihre abschlägige Antwort damals habe ich nie für endgültig genommen. Ich frage darum noch einmal: wollen Sie mich heiraten? Ich liebe Sie sehr."

Dabei trat er in eine besonders tiefe Pfütze. Der moorige Untergrund klatschte und gluckste beständig unter ihren Tritten. Jetzt spritzte der Schlamm an seinen Stiefeln und Brittas Kleid in die Höhe. Sie lachte. Kracht sah zuerst beleidigt aus, aber schließlich lachte er mit.

„Erst wollen wir mal aus dem Morast heraus aufs Trockene gehen," schlug Britta vor.

Kracht pfiff seinem Hund. Aber Wotan hielt noch eine kleine Privatjagd im Schilf ab und tat, als höre er nicht.

„Sehen Sie mal, wenn Sie mich heiraten, sind Sie ganz Ihre eigene Herrin. Schmedkallen gehört Ihnen. Sollte ich glücklich aus dem Kriege zurückkommen, setze ich alles daran, daß Sie mich liebgewinnen," redete Kracht zu.

Britta hätte am liebsten die Hand, die er ihr anbot, zurückgestoßen. Aber diese Hand war ihre Rettung, sie mußte sie fassen.

„Wollen Sie mir nicht vertrauen?" sprach er mit gedämpfter Stimme weiter. „Sie haben irgend einen Kummer. Das habe ich schon lange gemerkt. In veränderten Verhältnissen überwindet man alles schneller ..."

Digitized by Google

„Sie mögen recht haben. Ja, gewiß, ich werde rasch überwinden.“

„Also habe ich mich nicht getäuscht? Hängt der Kummer mit Ihrem Aufenthalt in Pedkuhnen zusammen?“

„Bitte, fragen Sie mich nicht weiter. Ich kann nicht darauf antworten. Alles ist sehr beschämend und demütigend für mich. Es war eben eine Täuschung.“

Das hörte Kracht gern. Also nur eine kleine Mädchenschwärmerei! Wahrscheinlich für Joachim Königstein. Das schadete nichts. Der war ja verheiratet und überdies ein grundanständiger Mann. „Darf ich hoffen, daß Ihre Antwort diesmal günstig lautet?“ drängte er.

„Ja,“ sagte Britta ruhig. Sie legte ihre Hand in seine. Aber sie war doch erschrocken über die Wirkung. Denn Kracht nahm nicht nur ihre Hand, sondern umfaßte sie ganz und drückte stürmische Küsse auf ihren Mund. Ihre Augen sahen ihn entsetzt an. Aber dann ließ sie seine Liebesversicherungen und Zärtlichkeitsausbrüche ruhig über sich ergehen. Das gehörte nun einmal dazu. Weshalb sich sträuben? Ein Frostschauer überlief sie. Sie dachte an andere Küsse. Küsse, deren Wildheit süß und berauschend war ...

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Menschliche Wohnstätten in aller Welt

Von H. Wolffram

Mit 10 Bildern (Nachdruck verboten)

Selbst unter den Naturvölkern der verschiedenen Erdstriche gibt es heute wohl keines mehr, das ohne künstlich hergestellte Wohnungen auszukommen vermöchte. Wenn uns Reisende, die in bisher unerschlossene Gegenden vordrangen, noch hie und da von Eingeborenen berichten, denen die natürlichen Zufluchtstätten, Erdhöhlen, Waldesdickicht und so weiter, als Schutz gegen die Unbilden der Witterung genügen, so handelt es sich dabei höchstens um vereinzelte, infolge völliger Abgeschlossenheit auf niedrigster Kulturstufe stehen gebliebene Stämme, die dem Aussterben nahe oder doch wenigstens dem sicheren Untergange geweiht sind. Die Art des Wohnungsbaus in den verschiedenen Teilen der Erde freilich ist so ungeheuer mannigfaltig, daß man mit ihrer Beschreibung Bände füllen könnte, ohne doch Anspruch auf eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes erheben zu dürfen.

In höherem Maße fast als für die Befriedigung irgend eines anderen menschlichen Bedürfnisses mußte ja für die Herstellung der Zufluchts- und Wohnstätte die Rücksicht auf die gegebenen äußeren Verhältnisse ausschlaggebend sein. Klima und Bodengestaltung spielten dabei eine ebenso bedeutsame Rolle wie die Lebensgewohnheiten, die größere oder geringere Seßhaftigkeit der Erbauer. Es kam darauf an, ob man sich gegen tropische Sonnenglut oder eisige Schneestürme, ob man sich gegen reißende Tiere oder die Angriffe feindlicher Nachbarn zu schützen hatte, ob man sein Heim in der Steppe, im Walde, auf bergigem oder sumpfigem

Digitized by Google

Gelände aufschlagen mußte. Der Nomade, dem nur ein kurzes Verweilen an der nämlichen Stelle vergönnt war, der Jäger und Fischer, der für die Gewinnung seiner Beute auf den wechselnden Aufenthalt in verschiedenen

Eskimozelt (Arktisches Amerika).

Gegenden angewiesen war, konnte auf die Errichtung seines Hauses unmöglich so viel Zeit und Sorgfalt verwenden, wie der an die Scholle gebundene Ackerbauer. Auch durch das zur Verfügung stehende Baumaterial wurde die äußere und innere Ausgestaltung der Wohnstätten in bestimmender Weise beeinflußt. Und da sich

Digitized by Google

bei der Mehrzahl der Naturvölker alle diese äußeren Verhältnisse seit vielen Jahrhunderten wenig oder gar nicht verändert haben, sind auch die Formen ihrer Wohnbauten im allgemeinen heute noch dieselben wie vor undenk-

Fischerhütte am Weißen Meer (Rußland).

lichen Zeiten. Einige den verschiedensten Zonen entnommene charakteristische Bauformen sind es, die wir unseren Lesern in den beigegebenen Abbildungen vorführen. Das nordamerikanische Eskimozelt, das den Reigen eröffnet, stellt eine jener ursprünglichen Behausungen dar, wie sie eben nur den bescheidenen Bedürfnissen eines

Digitized by Google

Wohnhaus eines Somali (Afrika).

Nomadenvolkes genügen können. Eine Anzahl im Kreise in den Boden gesteckter, oben notdürftig verflochtener Baumzweige bildet das kunstlose Gerüst, um das eine Hülle aus Tierfellen oder Filzstoff gelegt ist.

Digitized by Google

Häuser arabiſcher Händler in Somaliland (Oſtafrika).

Digitized by Google

Natürlich handelt es sich dabei um eine nur auf die gute Jahreszeit berechnete Unterkunft. Während des langen und harten nordischen Winters sehen sich auch die Eskimo auf die Herstellung von Wohnstätten angewiesen, die geeignet sind, ihnen ausgiebigen Schutz gegen die grimmige Kälte zu gewähren. Es ist bekannt, daß sie sich dabei als eines sehr wirksamen Schutzmittels mit Vorliebe des Schnees bedienen, mit dem sie die oberirdischen Teile ihrer zur Hälfte in den Boden eingebetteten Wohnungen bedecken. Dem Eindringen der kalten Luft wird dann gewöhnlich noch durch die Anlage eines Vorraumes oder eines ziemlich langen Ganges vorgebeugt, den die Bewohner durchkriechen müssen, um in das Innere zu gelangen.

Eine entfernte Ähnlichkeit mit solchen winterlichen Eskimohütten haben die einfachen Wohnstätten, die sich russische Fischer für die Dauer der Fangzeiten an den Gestaden des Weißen Meeres zu errichten pflegen. Hier gelangt, wie unsere Abbildung erkennen läßt, als Baumaterial auch Holz, allerdings in der rohesten Bearbeitung, zur Verwendung. Als wirksame Bedeckung gegen Wind und Wetter dient eine dicke Schicht grasbewachsenen Erdreichs.

Einen eigentümlichen Anblick gewähren die kegelförmigen Hütten der Somali, für die die Bauten der Termiten als Vorbilder gedient zu haben scheinen. Obwohl das verwendete Material an und für sich von der leichtesten Art ist, wird durch seine Beschaffenheit doch eine sehr bedeutende Widerstandsfähigkeit selbst gegen die heftigsten tropischen Regengüsse erreicht; wie denn die ganze Unterkunft durch ihre geschickte Bauart viel dauerhafter ist, als man auf den ersten Blick vermuten möchte.

Digitized by Google

Von wesentlich anderem Aussehen sind die Häuser, die sich die schon seit dem 13. Jahrhundert in den Küsten-

Indianerdorf Wepi (Nordamerika).

strichen des Somalilandes ansässigen arabischen Händler zu errichten pflegen. Ihre Ansiedlungen erinnern fast an das Bild einer europäischen Dorfstraße, nur daß an-

Digitized by Google

statt der in manchen Gegenden Deutschlands noch immer üblichen Strohdächer hier Bedachungen aus trockenen Gräsern und Palmfasern in Anwendung kommen. Die

Japanische Sennhütte auf dem Fujiyama.

Häuser sind meist fensterlos und empfangen ihr Licht nur durch die kleine Eingangstür.

Steinbauten finden sich bei Naturvölkern verhältnismäßig selten. Wo sie infolge ausnehmend bequemer Zugänglichkeit des Materials entstanden, mußten sie sich selbstverständlich auch von vornherein diesem Material anpassen und unterscheiden sich darum in ihren äußeren Formen wesentlich von den aus leichten pflanzlichen Stoffen errichteten Wohnstätten. Ursprünglich

Digitized by Google

sind es meist turmartige Haufwerke, in deren Innerem sich kleine höhlenartige Zufluchtsräume finden. Spät erst nahmen sie eine zierlichere Gestaltung an, die sich mehr oder weniger an die durch die Holzhäuser gegebenen Vorbilder anlehnte. Staunenswerte Beispiele ursprünglicher Steinbauten eines in mancher Hinsicht ziemlich hoch entwickelten Naturvolkes liefert das auf hoher Felsklippe aufgebaute uralte Indianerdorf Wepi in Nord-

Fischerwohnungen in Rußland.

amerika, von dem wir auf Seite 95 eine Abbildung bringen.

Daß sich gewisse Formen, weil durch die natürlichen Verhältnisse geboten, unter den verschiedensten Himmels-

Digitized by Google

strichen wiederholen, beweist die japanische Sennhütte auf Seite 96. Wir sehen hier das mäßig geneigte, mit Steinen beschwerte Dach, das wir von den Blockhütten in unseren Hochgebirgsgegenden her kennen, und auch

Alte Fischerbarken als Wohnhäuser (Frankreich).

die Befestigung mit aufgetürmten Findlingssteinen nach der Wetterseite hin ist durchaus keine japanische Eigentümlichkeit. Man trifft solche Hütten in größerer Anzahl auf dem berühmten heiligen Berge Fujiyama (richtiger: Fuji-no-yama), dessen wunderbar regelmäßige Form eines der bekanntesten Motive für die japanische Malerei und Dekorationskunst abgibt. Wenn auch der Gipfel des 3778 Meter hohen Vulkans nur während

Digitized by Google

der Monate Juli und Auguſt ſchneefrei iſt, wo er dann von vielen Tauſenden buddhiſtiſcher Pilger mühelos erſtiegen wird, ſo iſt er doch bis zu einer Höhe von 1500 Meter mit ſaftigen, blumenreichen Wieſen und von da bis zu 2400 Meter Meereshöhe mit Wald bedeckt. Es ſind alſo auch in den höheren Regionen, bis zu denen die

Benützung eines alten Steinbruchs zur Herſtellung von Wohnſtätten (Frankreich).

unter 600 Meter in Menge angebauten Kulturpflanzen nicht emporſteigen, günſtige Vorausſetzungen für menſchliche Siedlungen gegeben.

Wohnſtätten abſonderlicher Art finden ſich hie und da

Digitized by Google

Moderner Wolkenkratzer (New York).

auch bei Kulturnationen, die auf die hohe Entwicklung ihrer Baukunst stolz sein dürfen. Da sind zunächst die schwimmenden russischen Fischerwohnungen auf Seite 97 und weiter die zu Wohnhäusern umgewandelten ausgedienten Fischerbarken der armen Bevölkerung in den

Digitized by Google

Stranddörfern des französischen Departements Pas de Calais. Das kieloben aufgerichtete, von roh zusammengefügten Pfosten gestützte Boot dient der Behausung als Zimmerdecke, und Dach, Tür und Fenster werden mit der Säge herausgeschnitten. Wie es aber bei den geringen Abmessungen der Barken um die Raumverhältnisse bestellt sein muß, mag man sich leicht ausmalen.

An die allerälteste Form des arischen Wohnhauses gemahnen in einem gewissen Sinne die auf Seite 99 abgebildeten Häuschen in den alten Steinbrüchen von Loupoigne (Frankreich). Nach Viollet le Duc ist als diese älteste Form ein an den Felsen gelehntes Blockhaus mit Strohpultdach und auf Pfosten ruhendem Vordach anzusehen. Vorn links und rechts befanden sich, einen Hof einschließend, Nebengebäude für Vieh und Vorräte. Nach einem ähnlichen Bauplan sind die Schöpfer jener an die Steilwand des Steinbruchs gelehnten Häuschen verfahren, nur haben sie sich vielfach noch die Steilwand selbst durch hineingetriebene Höhlungen zu Wohnzwecken nutzbar gemacht. Die Allerärmsten teilen diese Höhlen sogar noch mit mancherlei Kleinvieh.

Kann man sich einen gewaltigeren Gegensatz vorstellen als den zwischen diesen jämmerlichen Zufluchtstätten und jenem „höchsten Triumph der Baukunst", den nach amerikanischen Begriffen der ungeheure Wolkenkratzer auf unserem letzten Bilde darbietet? Bis auf wohlgezählte fünfzig Stockwerke hat es dieses Ungeheuer von einem Hause gebracht. Freilich sind in dieser Höhe die Wohnstätten selten. Dem Geschäft dienen zumeist die Räume, die man auf so verwegene Art der kargen Bodenfläche New Yorks abzuringen wußte.

Digitized by Google

Haus Dehne und Sohn

Eine Familiengeschichte von Robert Misch

(Nachdruck verboten)

„J. A. Dehne & Sohn." So stand in etwas verwaschenen goldenen Buchstaben auf der schwarzen Tafel über dem Laden. Und darunter hing als Wahrzeichen ein goldener Handschuh; denn Handschuhe und seit einigen Jahren auch Krawatten, als Zugeständnis an die üppigere Neuzeit, wurden hier schon seit fast sechzig Jahren in dem kleinen Hause der Gertraudtenstraße zu Berlin verkauft.

Der Großvater Julius August Dehne war als ehrsamer Handschuhmachergeselle um die Mitte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aus Sachsen nach Berlin eingewandert, hatte nach einiger Zeit geheiratet und mit der kleinen Mitgift seiner Frau das Geschäft begründet, das er später mit seinem ältesten Sohne, Julius August dem Zweiten, führte, bis er in den sechziger Jahren eines sanftseligen Todes verblich.

Nun übernahm der Sohn das kleine, schmale Haus und die Alleinherrschaft und hoffte, beides dereinst auf seinen Ältesten, Julius August den Dritten, zu vererben.

Berlin ward derweil immer größer und reicher; aus der ruhigen, spießbürgerlichen Preußenhauptstadt wurde die geschäftige, strahlende Hauptstadt des Deutschen Reiches. Aber er selbst, Julius August der Ältere, wie er nun hieß, blieb der einfache, schlichte Bürgersmann in Lebensweise und Gewohnheiten, trotzdem er sich jetzt manches Gute hätte vergönnen können.

Seitwärts ausdehnen konnte er das Haus nicht. Die Zeit dazu vor Anno siebzig, als die Grundstückpreise noch nicht so in die Höhe geschnellt waren, hatte er verpaßt. Aber er setzte einen Stock darauf und vergrößerte,

Digitized by Google

verschönerte und verbreiterte den Laden. Auf sonstige Spekulationen und Umwandlungen ließ er sich nicht ein. Das Haus zu verkaufen, ein neuzeitliches Geschäft großen Stiles zu gründen, wie sie in den achtziger Jahren in der Leipziger und Friedrichstraße sich so prunkvoll breitzumachen begannen, das konnten ja seine Nachkommen tun, wenn er einmal tot und begraben wäre.

Aber er wünschte, Julius August der Dritte möchte das ebenso unterlassen wie er selbst. Das Haus stieg an sich im Werte; sein Auskommen hatte er reichlich — und manchen hatte er klein werden sehen, der groß angefangen.

August der Jüngere entsprach ganz seinen Erwartungen. Zwar, ein Zugeständnis hatte der Vater der Zeit machen müssen: beide Söhne schickte er aufs Gymnasium. Die Volks- und Bürgerschule war jetzt nur noch für die kleineren Leute da, und man konnte ja nicht wissen, was für besondere Begabungen die Jungen hätten.

Der Ältere hatte keine, blieb aber treu bei der Stange, rutschte etwas verspätet, als er achtzehn Jahre alt war, in die Obersekunda und trat dann mit dem Einjährigenzeugnis, dem Abzeichen seiner „höheren Bildung", ins väterliche Geschäft ein, wo er eben, am Ende der achtziger Jahre, seine Lehrzeit begann.

Der jüngere Sohn bereitete dem Vater größere Sorge. Zwar, in der Schule lernte der Erich brav und kam mit seinen sechzehn Jahren in die Obersekunda, als der Ältere sie eben verließ. Nur hatte der Junge „verdrehte Gedanken" im Kopf, wie der Vater seinen Stammtischfreunden in der nahen Weißbierstube in sorgenvoller Stunde verriet.

„Erst hat er Offizier werden wollen. Na, da habe

Digitized by Google

ich ihm gründlich meine Meinung gesagt. Ein sehr schöner, ehrenvoller Beruf, den wir Preußen hochschätzen. — Aber dich blendet ja doch nur der bunte Rock; dazu bin ich denn doch nicht reich genug, habe ich ihm gesagt —"

„Na — na — na!" unterbrachen ihn seine Stammtischfreunde lächelnd.

„Und wenn ich's auch könnte — ist das ein Beruf für den Sohn eines Handschuhmachers?"

„Na, warum nicht — Scharnhorst war der Sohn eines Leinewebers," meinte Kanzleirat Lemke.

„Damals waren die jungen Offiziere wohl auch anspruchsloser — und jeder ist auch nicht Scharnhorst. Dann wollte er zur Marine."

„Auch ein schöner Beruf!"

„Seeoffizier oder Landoffizier — ganz gleich; dazu sind andere da. Stand bleibt Stand. Und Handelsmarine — bis er da was wird ... Wasser hat keine Balken. Meinetwegen soll er studieren — Arzt, Rechtsanwalt — sogar Schulmeister, wenn er nicht in den Handelsstand will. Aber was denkt ihr, was sich der grüne Junge jetzt in den Kopf gesetzt hat? Schauspieler will er werden. Mein Vater hätte mich totgeschlagen, wenn ich so was gesagt hätte. Und ich war doch als junger Mensch auch für die Kunst begeistert; und wenn der Ludwig Devrient spielte und später der Seidelmann oder die Madame Crelinger, saß ich oben im ‚Olymp'. Denn wir kriegten Freikarten, weil wir damals die Handschuhe fürs ‚Königliche' lieferten."

Der ganze Stammtisch war sich darüber klar, daß der Vater mit äußerster Strenge vorgehen und dem Jungen gewaltsam solche Gedanken austreiben müsse.

Dafür war Julius August Dehne gar nicht. In der Politik war er liberal und in seiner Denkweise ruhig.

Digitized by Google

Hie und da einen Katzenkopf, aber sonst Zureden und Beispiel, höchstens mal Einsperren und Strafarbeiten, das hielt er für das Richtige. Aber der Junge machte ihm die väterliche Milde in letzter Zeit schwer. Er vernachlässigte seine Arbeiten und Pflichten, aus der Schule kamen Tadel und Klagen, zuletzt ein Brief des Klassenlehrers. Da verbot er ihm ganz den Theaterbesuch und den Verkehr im Theaterverein „Thalia", in dem der Junge ein paarmal kleine Rollen nicht übel gespielt hatte.

„So was is 'ne ganz nette Zerstreuung, mein Sohn, wenn es nicht von der Arbeit abhält. Aber du bist faul geworden — und jetzt wollen wir mal strengere Saiten aufziehen."

Und nun begann ein stiller Kampf zwischen Vater und Sohn in dem sonst so friedlichen, stillen Hause der Gertraudtenstraße, bei dem die Mutter heimlich den geliebten Jüngsten unterstützte. Der Vater entzog ihm das Taschengeld, spannte ihn an die Schularbeiten, verbot ihm den Theaterbesuch und das Umherstrolchen mit seinen Freunden. Der Sohn tat es auf Schleichwegen und blieb unter allerlei Vorwänden des Abends aus. Dem Alten riß endlich die Geduld.

Es war an einem Sonnabend. Erich war wieder nicht zum Abendtisch erschienen. Mit finster gerunzelter Stirn ging der Alte im Zimmer umher. Die Mutter entschuldigte den Jungen, wie sie's immer tat.

„Morgen ist Sonntag. Da kann er sich ausschlafen. Was ist denn dabei, wenn ihn irgend ein Freund zum Abendbrot dabehalten hat!"

„Ja, Kuchen — mich macht man nicht dumm. Der Junge steckt wieder in irgend einem Theater, trotzdem ich's ihm verboten habe. Und du unterstützest ihn noch

Digitized by Google

im Ungehorsam. Und das sage ich dir — heute soll er mich kennen lernen!"

Punkt elf Uhr erschien August der Jüngere, jetzt wohlbestallter Kaufmannslehrling; er hatte zweimal in der Woche seinen Ausgehtag, den er meistens in seinem Kegelklub zubrachte. Gegen halb zwölf hörte man unten einen Schlüssel drehen und ganz leise, leise Tritte auf der Treppe, die sich ins obere Stockwerk schleichen wollten.

Aber der Alte riß die Tür auf. „Komm herein! — Wo bist du gewesen?"

Der junge Mann stand trotzig vor seinem Vater. Auf seinem feinen, zarten Gesicht wechselten Blässe und fliegende Röte.

„Wo bist du gewesen? Habe ich dir nicht den Ausgang verboten?"

Er hob die Hand gegen ihn auf — der junge Mann wich zurück, und seine blauen Augen flammten. „Vater, ich lasse mich nicht mehr schlagen — ich bin kein Kind mehr."

„Wo warst du?"

„Im Theater. Ich —"

Dem alten Herrn, der sonst immer ein gelassenes Wesen zur Schau trug — „immer kalt Blut und Tee trinken", war sein Lieblingswort — fuhr eine Welle heißen Zornes über das Antlitz. Mit einem Ruck packte er den langaufgeschossenen Knaben am Jackenzipfel und schleppte ihn ins Nebenzimmer, seinem kleinen Arbeitsraum.

Die Mutter stand zitternd da, wollte nachstürzen; aber August der Jüngere hielt sie angstvoll fest.

Von drinnen hörte man wildes Jammern und Schreien, dann ein leises Stöhnen. Gebeugt und gebrochen, die Haare verwildert, die Hände vors Gesicht

Digitized by Google

geſchlagen, wankte der gezüchtigte Knabe ins Zimmer und wieder hinaus. Die Mutter ſtieß er jäh zurück, als ſie ihn liebevoll tröſten und ſtreicheln wollte.

„Vater — das hätteſt du nicht tun ſollen.“

„Wer ſein Kind liebhat, züchtigt es. Wir ſind nur einfache Bürgersleute; aber der Sohn von Julius Auguſt Dehne ſoll kein Taugenichts werden.“

Am anderen Mittag, nach der Kirche, als das Geſchäft wieder geöffnet war und voll von Kunden, die gerade am Sonntag gerne Handſchuhe und Krawatten kauften, ließ die Mutter den Alten hinaufbitten. „Es ſei ſehr dringend,“ flüſterte ihm die Marie zu.

Oben ſtand die Mutter, totenbleich, einen Zettel in der Hand.

„Da — lies! Er iſt fort!“

Mit zitternder Hand griff er nach dem Papier: „Der Vater hat mich wie einen Hund geprügelt. Und da ich dies Leben nicht mehr ertragen und nicht werden kann und will, was ihr aus mir machen wollt, ſo gehe ich in die weite Welt. Ich werde mir ſchon durchhelfen. Wenn ich was geworden bin, komme ich wieder. Leb wohl, Mutter! Dein Erich.“

Der Alte ſah auf den Zettel, dann auf die Mutter — ſo ſtand er eine Weile ſchweigend.

„Ach was — Unſinn! Der dumme Junge! Wenn er kein Geld mehr hat — die paar Mark, dafür kann er vierter Klaſſe nach Stettin oder Hamburg fahren — dann kommt er eben wieder.“

„Er kommt nicht wieder,“ klagte die Mutter leiſe. „Man muß ihn ſuchen laſſen.“

„Soll ich's vielleicht an die Plakatſäulen anſchlagen laſſen: Erich, kehre zurück — alles vergeben und vergeſſen!?“

Digitized by Google

„Er ist nach außerhalb —"

„Zur See oder unter die Schmierenkomödianten — haha! So leicht geht das nicht. So ein Mutterföhnchen — das kommt schon von selber."

„Er hat die Reisetasche mitgenommen, Anzüge und Wäsche. Man muß die Polizei benachrichtigen."

„Damit's im ganzen Stadtviertel herumkommt, der junge Dehne ist ausgerückt — wegen schlechter Behandlung. Der Bezirksleutnant ist mir so nicht grün — der macht sich ein Vergnügen daraus, es herumzuklatschen. Und wenn sie's in der Schule erfahren — am besten nehme ich ihn heraus, wenn er wiederkommt. So ein Bursche gehört in eine Besserungsanstalt." Er redete sich in einen wilden Zorn hinein; aber seine Zuversicht, daß der Sohn in wenigen Tagen, abgerissen und demütig, zurückkehren würde, war unerschütterlich.

Die Mutter ließ sich trösten. Am anderen Tage lief sie doch zur Polizei, gleich aufs Präsidium. Das ließ den Telegraphen spielen — aber der Junge blieb verschollen.

Einige Tage später bemerkte der Alte, daß ein kleines Kästchen in seinem Schreibtischfach, in dem er einiges Geld für gewisse Hausbedürfnisse aufzubewahren pflegte, erbrochen war. Etwa dreihundert Mark fehlten.

Der Alte wurde totenbleich. Sein Sohn war ein Dieb. Jetzt erst hatte er ihn verloren. Er, der so stolz war auf seinen guten Ruf, auf die Tüchtigkeit und Redlichkeit des ehrsamen Bürgers und Geschäftsmannes, hatte einen Dieb zum Sohn. Er geriet in wilden Zorn, verfluchte den Jungen und schwor, daß er für ihn tot und begraben sei. Und wenn er zurückkäme, würde er ihn von seiner Schwelle jagen oder der Polizei übergeben.

Digitized by Google

Aber der Sohn kam nicht wieder. Der Alte meldete ihn in der Schule ab. Über das Gespräch mit dem Direktor ließ er kein Wort verlauten. Verbissen und mürrisch ging er im Haus und Geschäft umher. Er alterte sichtlich, ließ sich aber äußerlich nichts merken. Von seinen Stammtischfreunden zog er sich zurück, kam nur selten noch und verbat sich grob jede Frage nach dem „verlorenen Sohn". Zu Hause durfte nicht mehr von ihm gesprochen werden. Aber die Mutter grämte sich, wurde alt und klapprig. Die Wunde wollte nicht heilen.

In der Gertraudtenstraße hatte man eine Zeitlang davon geredet; man bürdete dem Vater die Schuld auf, der den Sohn zu streng erzogen hätte. Dann vergaß die kleine Welt allmählich den jungen Dehne. Nur hie und da, wenn von der Familie die Rede war, flüsterte einer zum anderen: „Wissen Sie — die Dehnes, wo der Jüngste ausgerückt und verschollen ist ..."

Nach einigen Jahren, um die Mitte der neunziger Jahre, übergab der Alte das Geschäft seinem Sohne August, der ein wohlhabendes, hübsches Mädchen heiratete. Zwei Jahre später begruben sie den Alten. In seinem Nachlaß, in einer Mappe mit alten Familienpapieren und Dokumenten, fand man eine vergilbte Postkarte Erichs aus Batavia an seine Mutter: „Es ginge ihm gut — er sei Seemann; und eines Tages werde er zurückkehren, wenn er's zu etwas Rechtem gebracht hätte."

Diese Karte war nie in die Hände der Mutter gelangt.

Das Vermögen, das der Alte seinem Sohn hinterließ, war größer, als man vermutet hatte. August Dehne kaufte das Nachbarhaus und errichtete einen großen fünfstöckigen Neubau auf beiden Grundstücken, mit prunkendem Laden und allem „Komfort der Neuzeit".

Digitized by Google

Aus dem kleinen Handschuhgeschäft wurde nun ein großes Herrenmodehaus. Die alte, solide Firma verblieb; aber der vergoldete Handschuh, das alte Wahrzeichen des Hauses, verschwand von der Straße und wanderte zu anderen Seltenheiten in einen großen Glasschrank.

Die Familie vermehrte sich, ein junger August Dehne, der Vierte seines Geschlechtes, wuchs neben zwei Töchtern heran. Ein neues Geschlecht, der das Alte und Vergangene wie ein fernes Märchen erschien, nahm die Lebensfackel aus den Händen des früheren.

Aber die alte Großmutter Dehne behauptete, ganz so wie der Junge hätte Onkel Erich einst ausgesehen: blond, langaufgeschossen, mit fröhlich blitzenden Blauaugen — ein junger Siegfried. Der sei nun wohl längst, längst tot, da nie wieder eine Kunde von ihm gekommen war. Aber trotzdem — in stillen Stunden der Nacht hoffte die alte Frau, eines Tages würde er leise, leise an ihre Türe pochen, der Heißgeliebte.

Ihre Wohnräume, das alte Eß- und Wohnzimmer, hatte sie sich ganz so wieder herrichten lassen, wie sie es seit ihrer Hochzeit gewohnt war. Sogar eine ähnliche Tapete, wie sie gerade damals wieder in Gebrauch kam, mußte ihr der August verschaffen. Die alten Mahagonimöbel, zum Teil noch von ihrem Schwiegervater stammend, der mattfarbige Teppich, der blinkende Messingkronleuchter mit den Kerzen und alles sonst bis zum kleinsten Hausrat, das mußte so bleiben, wie es ehedem gewesen, trotzdem August ihr die schönste „moderne" Einrichtung versprach.

„Nein, nein — daran gewöhn' ich mich nicht mehr," rief sie ängstlich. Aber ganz versteckt saß im Hintergrund ihrer Gedanken eine bestimmte Absicht: wenn der Junge

Digitized by Google

wiederkam, er sollte wenigstens ein Stückchen seines alten Vaterhauses unverändert wiederfinden!

Es war ein schöner Julitag des Jahres 1892, als ein junger, blonder, sonnverbrannter Mann im blauen Seemannsanzug mit wiegendem Gang, die Hände in den Taschen, ein kurzes Pfeifchen im Munde, behaglich durchs „Bois de Cambre", den herrlichen Brüsseler Stadtpark, schlenderte. Er pfiff leise vor sich hin.

Wirklich, eine sehr schöne Stadt, dies Brüssel! Hatte es sich, als er einige freie Tage in Antwerpen verbrachte, einmal ansehen wollen. Er kannte viele Städte: London und Rio de Janeiro, New York, Jokohama, Venedig, Hamburg und Havre. Aber noch nie hatte er eine so vornehme, in den Außenvierteln wohlgepflegte Gartenstadt mit so edelstolzer alter Architektur im Innern gesehen — die ganze Stadt eine prächtige Mischung von Alt und Neu, von Deutsch und Französisch. Sie war mit keiner der anderen Großstädte zu vergleichen, sie war etwas Eigenes.

Er schlenderte langsam eine der breiten Straßen hinunter, die jetzt am Vormittag in der Woche nicht sehr belebt waren. Dabei überholte er ein junges Mädchen, das mit dem guten, einfachen Geschmack der Brüsselerin gekleidet war. Wie nett der kleine Hut auf den braunen Haaren wippte! Und welch zierliche Füßchen sie hatte, wie kokett sie marschierte — welch reizendes Figürchen!

Er ging an ihr vorüber, sah sich nach ihr um. Ihre braunen Augen blitzten ihn an. Sie wurde rot dabei und lächelte ein wenig. Er eilte voraus, ließ sie zum zweiten Male an sich vorübergehen. Aber nun machte sie ein ganz ernstes Gesicht, blickte an ihm vorbei, als bemerke sie ihn gar nicht. Na, das kannte man ja! Er

Digitized by Google

schien ihr aber doch unbequem zu werden. Sie überquerte an der nächsten Kreuzung den Damm der Fahrstraße. Und richtig — dabei sah sie sich doch noch einmal um, ob er hinter ihr herkäme.

Teufel — der Wagen! Mit einem Tigersatz sprang er hinzu und riß mit Anspannung seiner ganzen, jungen Kraft das steigende Handpferd zurück, unter einem furchtbaren Seemannsfluch.

Das junge Ding lag schon unter dem Wagen. Seine Kleider waren zerrissen, beschmutzt; der rechte Arm, von Huf oder Rad gestreift, blutete. Der junge Mann schleifte die halb Ohnmächtige auf die andere Straßenseite. Auch sein Ärmel war zerfetzt; der Arm tat ihm weh. Scheinbar nur eine Abschürfung.

Dem Kutscher des leeren herrschaftlichen Wagens, der wie toll davonjagte, konnte er nur noch ein paar derbe Schimpfworte nachschicken. Dann beschäftigte er sich mit der armen Kleinen, die noch immer in seinen Armen hing, aber jetzt die Augen langsam aufschlug und, in nachträglich aufquellender Angst und Erregung, zu schluchzen begann.

Er tröstete sie, so gut es ging, rief einen Mietwagen herbei und half ihr hinein. Da sah sie ihn mit rührend flehendem Blick an.

„Bitte, führen Sie mich heim!"

Wer konnte da widerstehen! Unterwegs dankte sie ihm mit Tränen, noch ganz verschüchtert und erschreckt von dem „terrible événement".

Sie sprach Französisch, und er kam ganz gut mit, denn er hatte seine Schulkenntnisse auf einem französischen Schiff und bei einem längeren Aufenthalt in Havre, später in Algerien vervollkommnet.

Sie plapperte von sich selbst. Ihre Eltern hatten

Digitized by Google

ein kleines Hotel und Kaffeehaus in der Rue de Commerce. Mama würde außer sich sein — und sie sei doch schuldlos. Er müßte ihr vor den Eltern bezeugen, daß sie ganz schuldlos sei.

„Doch nicht so ganz," erwiderte er mit geheucheltem Ernst. „Mademoiselle hätte etwas vorsichtiger sein müssen beim Überschreiten der Straße."

Da wurde sie dunkelrot bis an die Haarwurzeln, dann lächelte sie schelmisch, und zuletzt lachte sie perlend, in einem kurzen Staccato, das ganz allerliebst klang. Also sei eigentlich Monsieur schuld, denn Monsieur hätte sie so angesehen — so angesehen! Das täten die Herren immer.

War sie nun gefallsüchtig oder kindlich arglos oder beides; er wurde nicht recht klug daraus. Jedenfalls war sie reizend, und das ganze Erlebnis machte ihm Spaß. Immer wieder dankte sie ihm. Übrigens war es ja nur eine Kinderei für ihn gewesen; denn mit den Rossen war seine jugendliche, gestählte Kraft spielend fertig geworden. Aber es war doch sehr nett, sich von dem hübschen Ding danken und als Lebensretter preisen zu lassen.

Plötzlich hielt sie inne und blickte ihn lange und prüfend an. „Sie wissen nun, wer ich bin — Angèle Lamice — und was ich bin. Ich weiß noch gar nichts von Ihnen, Monsieur."

„Ich heiße Erich Dehne und bin ein deutscher Seemann."

„Was für eine Art von Seemann?" fragte sie ernst und altklug.

„Oh — nur ein gewöhnlicher Obermatrose auf einem Handelsdampfer."

Sie schüttelte verwundert den Kopf. Er sähe weder

Digitized by Google

wie ein gewöhnlicher Matrose aus, noch spräche er oder benähme er sich so. Dafür habe sie ein „flair" — sie wittere das den Menschen an, weil sie so viele in dem Hotel kennen lerne. Da helfe sie in Haus und Wirtschaft mit.

Er lächelte geschmeichelt. „Was Sie klug sind, Mademoiselle! Ich stamme auch aus einer sogenannten besseren Familie und habe gute Schulen besucht — un collège."

„Und Ihre Eltern haben es zugegeben, daß Sie so einfach zur See —?"

Er habe keine mehr, sagte er nach einem kurzen Zögern. Übrigens könne man auch als Matrose anfangen und als Kapitän enden. Auf See habe man viel Zeit — da lese und studiere er weiter; und eines Tages wolle er das Steuermannsexamen machen. Das sei die erste Stufe zum Aufstieg.

Da baute sie sich in ihrem Köpfchen gleich sein Leben zurecht: Tod der Eltern — kein Vermögen — zur See gegangen.

„Finden Sie denn Freude in Ihrem Beruf, Monsieur — Sie, der Sie in einer anderen Welt aufgewachsen sind?"

„O ja — gewiß! In jedem Beruf gibt es Schönes und Erfreuliches und Schweres und Unangenehmes."

Sie schüttelte das niedliche Köpfchen. Das klänge nicht gerade sehr begeistert. Gewiß gefiele es ihm nicht recht unter seinen roheren Kameraden. Er leugnete. Die deutschen Seeleute seien nicht roh. Freilich, da unten — und die Engländer —

Sie waren unter solchen Gesprächen in die innere Stadt gekommen, ohne es zu merken. Das Gefährt hielt vor einem zweistöckigen, blitzblanken weißen Haus.

Digitized by Google

Links war ein nettes kleines Café, dessen Marmortische vor dem Hause standen, durch eine schmale Hecke in grünen Kästen von dem breiten Bürgersteig abgetrennt. Rechts führten einige Stufen zu einer Pforte, von da in einen kleinen, freundlich gestimmten Vorraum. Das Ganze lag an einem kleinen Platz, auf den drei Straßen mündeten.

Sie bat ihn, in einem der Korbstühle Platz zu nehmen; dann verschwand sie seitwärts hinter einer Tür. Einige Minuten später kam Papa Lamice mit ausgestreckten Händen auf ihn zu, ein mittelgroßer, zierlicher, sehr liebenswürdiger Herr, der ihm mit überschwenglichen Worten dankte. Gleich darauf wurde er in ein Zimmer geführt, ein behagliches, mittelgroßes Privatkontor. Ruhiger, aber sehr herzlich dankte ihm die Mutter, eine etwas schwerfällige, blonde Frau in mittleren Jahren, offenbar germanischer Abstammung.

Angèle war verschwunden. Er mußte noch einmal alles erzählen, wobei er sein Verdienst möglichst klein zu machen suchte. Er sei jung und stark — er habe keineswegs sein Leben eingesetzt. In seiner Verlegenheit schimpfte er auf den Kutscher.

„Oh non, non!“ rief der Vater und zwirbelte in seiner lebhaften Art das schwarze Schnurrbärtchen, und seine Kohlenaugen glühten begeistert. „Angèle hat uns das ganz anders erzählt. Und Sie sind ja auch verwundet — Ihr Ärmel ist noch zerrissen. Geschwind, geschwind — man wird Sie auf Ihr Zimmer führen — man hat um den Arzt geschickt.“

„Nicht doch!“ wehrte er lachend ab. „Etwas Heftpflaster und Wasser, wenn ich bitten darf — das genügt!“

In einem äußerst behaglichen Zimmer fand Erich eine höflich knickfende ältere Person, eine Art Haus-

Digitized by Google

hälterin, mit Nadel und Nähkörbchen, die den kleinen Riß in seinem Ärmel „vorläufig in Ordnung" brachte und ihn dann hinunterbat zum Abendessen.

Das war ihm nicht unangenehm. Denn dann würde er die niedliche Angèle sicher wiedersehen; auch hatte er Hunger.

Man führte ihn in ein kleines, sehr zierlich in Weiß und Reseda eingerichtetes Speisezimmer. Die Tafel dünkte ihn festlich gedeckt. Aber vielleicht speisten sie immer so. Er kannte vornehme Behaglichkeit schon lange nicht mehr.

Man wies ihm den Platz zwischen den beiden Damen an — und beobachtete ihn heimlich beim Essen. Das fühlte er wohl und setzte seinen Stolz darein, keines Verstoßes gegen die gute Sitte schuldig zu werden. Dafür hatte einst die Mutter gesorgt, die aus einer alten Berliner Hugenottenfamilie stammte. Die „gute Kinderstube" hatte ihm auch das Seemannsleben nicht rauben können. Bald löste ihm der rote Macon behaglich die Zunge. Allmählich sprach er ganz allein. Mit Begeisterung erzählte er von den Wundern der Natur und Kunst, all den fremden Ländern und Menschen, die er gesehen hatte.

Angèles Blicke ruhten so gespannt auf ihm, der kleine Herr lächelte so liebenswürdig, und auch die ernste Mama hörte so aufmerksam zu, daß er gut und in jugendlichem Feuer weitersprach. Der Papa nickte und trank ihm freundlich zu, Angèle und die Mutter stießen mit ihm an. Ein lange entbehrter Hauch von Behaglichkeit und Teilnahme wehte ihn an.

Wo er hier wohnte, das hatten sie ihm auch abgefragt, und daß er augenblicklich frei sei. Das englische Schiff, auf dem er seit einem halben Jahre gefahren, sagte ihm nicht zu: das gestand er offen ein. Er wolle sich, in Ant-

Digitized by Google

werpen oder Hamburg, nach einer anderen Heuer auf einem deutschen Schiff umsehen. Deutsche Schiffe, deutsches Land — Heimat! Bei diesen Gedanken überkam ihn eine Sehnsucht, die er längst überwunden wähnte. Er hatte viel gesehen und erlebt, aber war der Einsatz nicht zu groß gewesen? Seit Jahren umgab ihn zum ersten Male wieder der stille Zauber des Familienlebens, eines behaglichen, geordneten Daseins, der Bildung, der Güte, weiblicher Zartheit und Anziehungskraft.

Er war ein wenig ins Grübeln gekommen und hatte so gar nicht acht darauf, daß Papa Lamice eine Flasche Sekt aus einem neben der Anrichte versteckten Silberkübel nahm. Erst als der Pfropfen knallte, fuhr er auf.

Der kleine Herr goß die Schalen voll und sagte stehend, fast feierlich: „Mein lieber junger Freund, noch einmal danke ich Ihnen im Namen meiner Familie, von der Sie ein großes Unglück abgewendet haben, und wünsche Ihnen Glück und Heil für Ihre Zukunft. Sie leben hoch — hoch!"

Darauf stießen sie alle mit ihm an, und in Angèles Augen strahlte etwas, was ihn ganz verwirrt und berauscht machte.

Dann erwähnte der Papa ganz nebenbei, daß sein Handgepäck aus dem kleinen Vorstadtgasthaus eben abgeholt werde, und daß man ihn für einige Wochen „absolutément" nicht fortlasse — auf keinen Fall! Denn er solle sich nun in dem schönen Brüssel von den Anstrengungen und Mühsalen seiner Reisen gründlich erholen — und dann würde man weitersehen. Erst sträubte sich Erich, aber es war ihm nicht ganz ernst damit.

Und vom nächsten Tage an begann nun erst recht ein wahres Schlaraffenleben für ihn. Er bewohnte ein

Digitized by Google

reizendes Zimmer wie noch nie zuvor. Morgens brachte man ihm die Frühstücksplatte hinauf mit der Zeitung, dann besuchte er die Museen und Sehenswürdigkeiten der belgischen Hauptstadt, oft in Gesellschaft Angèles oder der Mutter. Am Nachmittag machten sie Ausflüge und Spaziergänge. Nach Brügge, Gent und Ostende führten sie ihren Gast, den das ganze Haus bis zum Hausknecht herunter als „den Lebensretter von Mademoiselle Angèle" mit Achtung und fast zärtlicher Aufmerksamkeit behandelte.

Eines Tages saß er im Kontor — es regnete, und er wußte nichts Rechtes mit sich anzufangen. Plötzlich fragte ihn die Mama um Rat wegen einiger schweren Ausdrücke in einem deutschen Brief an einen rheinischen Weinhändler. Sie besorgte allein die Bücher und den Briefwechsel, sprach auch etwas Deutsch.

Er nahm die Feder und schrieb selbst. Madame schien sehr zufrieden. Und von da an tat er das öfters, auch mit englischen und französischen Briefen, wenn sie gerade sehr beschäftigt war.

So verflogen vier, dann sechs Wochen wie ein schöner Traum. Eines Morgens sagte er zu Herrn Lamice: „Ende der Woche werde ich abreisen."

„Weshalb denn? Gefällt es Ihnen nicht mehr bei uns?"

„Oh, das — wie sehr! Aber ich kann doch hier nicht ewig wohnen und Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Ich habe meinen Beruf."

Da führte ihn der kleine Herr ins Kontor, wo eben seine Gattin über ihren Geschäftsbüchern saß.

„Mon cher Monsieur Eric," begann er feierlich, „Madame Lamice und ich, wir schulden Ihnen großen Dank und haben Sie liebgewonnen. Wir machen Ihnen

Digitized by Google

einen wohlerwogenen Vorschlag. Unser Geschäft vergrößert sich — auch der Weinhandel, den ich nebenbei treibe. Nächstes Jahr wollen wir ein neues Stockwerk auf unser Haus setzen. Und wir werden leider nicht jünger. Meine Frau kann die Last der Kontorarbeiten nicht mehr allein tragen, will sich auch mehr auf das Küchenfeld beschränken. Wir brauchen also auf alle Fälle eine Hilfe. Sie beherrschen mehrere Sprachen. Übernehmen Sie das Kontor! Sie beherrschen auch den Briefstil, sind klug und gebildet. Die Führung der Bücher werden Sie leicht in wenigen Monaten erlernen. Auch bei den Weinkäufen am Rhein könnten Sie mir behilflich sein. Selbstverständlich beziehen Sie ein entsprechendes Gehalt. Sonst kann alles bleiben, wie es ist."

Erich stand wie betäubt. Vor seinen Augen tanzte die ganze Stube — und einen kurzen Augenblick schien Angèle aus dem Hintergrund auf ihn zuzuschweben mit ihrem sonnigen Lächeln und weit ausgebreiteten Armen.

Aber in Wirklichkeit blickte ihn der kleine Herr ängstlich von der Seite an, was er wohl zu seinem schönen Plan sagen würde. Vorerst sagte der junge Mann gar nichts. Er war noch immer verblüfft.

„Sie brauchen mir nicht gleich zu antworten," stotterte Papa Lamice ein wenig verlegen. „Und — übrigens — wenn Sie Ihren Beruf durchaus nicht aufgeben wollen — wir sind Ihnen so vielen Dank schuldig — dann studieren Sie hier weiter, bereiten Sie sich auf Ihr Seemannsexamen vor! Sie sind dann hier in Kost und Wohnung, schreiben mal den einen oder anderen Brief für uns — und das übrige findet sich — wir rechnen später ab."

Erich entschuldigte sich und bat, ihm ein paar Stun-

Digitized by Google

den Zeit zu lassen. Er mußte hinaus auf die Straße, es litt ihn nicht länger im Zimmer. Ihm war so selig, so wohlig zumute. Ging das nicht von Angèle aus, hatte nicht sie die Eltern bestimmt, ihm diesen Vorschlag zu machen? Angèle — Angèle — schöne, gute Angèle!

Und es erschien ihm plötzlich ein unerträglicher, unfaßbarer Gedanke, sich je von ihr trennen zu müssen. Sein Beruf?! Was war ihm sein Beruf! Er hatte ihn gewählt, weil er damals fort wollte, fort mußte. Er wollte die Welt sehen und kennen lernen, er wollte nicht als verlorener Sohn heimkehren.

Draußen hatte er dann die Zähne zusammengebissen, in müßigen Stunden sein Wissen aus Büchern erweitert und auf die Zukunft gehofft.

Noch am gleichen Abend sagte er zu. Er wolle hier bleiben; sein Herz hinge nicht an der See. Angèle wurde rot und blaß; ihre Augen strahlten ihn an.

Voll Eifer stürzte er sich in die Geschäfte, lernte Buchführung und kaufmännisches Rechnen, kümmerte sich um alle Einzelheiten in Haus und Küche und war rastlos tätig tagaus, tagein. Als Papa Lamice nach einem Jahr schwer erkrankte und für Monate zu einer Bad- und Erholungskur fortging, leitete er das Haus, als hätte er sein Lebtag nie etwas anderes getrieben.

Einige Jahre später heiratete er Angèle und wurde Teilhaber des Geschäftes. Papa Lamice starb, die Mutter zog sich ganz zurück. Angèle trat an ihre Stelle.

Nun konnte Erich alle seine Pläne verwirklichen. Er machte sich beim Umbau des Hauses alle Neuerungen und Erfahrungen des weltstädtischen Hotelwesens zunutze, und bald wurde sein Haus das Dorado der Ausländer. Seine Küche wurde berühmt, sein Weinhandel

Digitized by Google

nahm einen ungeahnten Aufschwung. Erich wurde reich und angesehen.

Angèle hatte er bald nach der Geburt seiner Tochter Annette seine ganze Vergangenheit erzählt. Er solle seinen Eltern schreiben — jetzt, wo er wohlgeborgen im Hafen säße, mahnte sie ihn. Er sträubte sich. Zweimal hatte er von seinem Schiff Nachricht gegeben — das letzte Mal mit einer Adresse seines Hamburger Heuerbas. Aber es war keine Antwort gekommen. Sie hatten ihn verstoßen und aus ihrem Herzen gerissen, weil er nicht ihren vorgezeichneten, engen Pfaden gefolgt war. Er redete sich immer mehr in einen trotzigen Haß hinein. Der Vater hätte den älteren Sohn stets mehr geliebt und bevorzugt. So mißhandelte man nicht einmal einen Hund wie ihn damals der Vater wegen einer so kleinen Übertretung. Und auch die Mutter hatte ihm nicht beigestanden, hatte ihn vergessen und verstoßen.

Als ihn Angèle so verbittert und aufgeregt sah, verstummte sie und kam nie wieder auf seine Angehörigen zurück. Sie liebte ihren braven Erich, der in seiner blonden Germanenschönheit all diese kleinen Belgier und Wallonen überragte, abgöttisch und ließ sich gerne von seiner überlegenen Kraft und Klugheit lenken, zumal sie der Vater bis zu seinem Ende dazu ermahnt hatte — „denn er ist ein kluger und braver Bursche, dein Mann".

Aber der Gedanke an die alte Heimat fraß doch wie ein wucherndes Geschwür in ihm weiter. Und als er eines Tages in Mainz beim Weinkauf die Bekanntschaft eines Berliner Händlers machte, vertraute er sich ihm an. Sie saßen in tiefer Nacht in einer kleinen, behaglich-verräucherten Weinstube und schwatzten über Deutschland. Der Berliner erzählte ihm von der riesigen Ent-

Digitized by Google

wicklung, dem strotzenden, schwellenden Leben der deutschen Hauptstadt, und Erich fragte immer von neuem. Plötzlich stutzte der dicke, gemütliche Mann.

„Sie sind doch offenbar ein Norddeutscher oder gar Berliner, Ihren Fragen und Ihrer Aussprache nach? Haben Sie vielleicht Verwandte in Berlin? Ich komme oft an einem großen Herrenmodegeschäft in der Gertraudtenstraße vorbei, habe auch schon dort gekauft: J. A. Dehne und Sohn. Sind das vielleicht Verwandte von Ihnen?"

Erich starrte schweigend in sein Glas. Und plötzlich, als zwinge ihn etwas dazu, erzählte er dem liebenswürdigen Landsmann alles. Er solle Erkundigungen einziehen, ihm schreiben — aber ohne ein Wort verlauten zu lassen.

Zwei Wochen später erhielt er in Brüssel einen ausführlichen Brief des Landsmannes und Geschäftsfreundes, der mit liebenswürdiger Geschwätzigkeit berichtete, was sich in und mit dem Elternhause Erichs in den letzten Jahren zugetragen. —

An einem klaren Herbsttage stiegen Herr und Frau Dehne nebst ihrer kleinen siebenjährigen Tochter Annette im „Kaiserhof" zu Berlin ab. Nach fünfzehnjähriger Abwesenheit sah der zum Manne Gereifte seine Vaterstadt endlich wieder.

Am anderen Vormittag — Angèle besorgte einige Einkäufe — nahm Erich sein Töchterchen an die Hand und ging mit ihr zu Fuß durch die Straßen der Weltstadt. Erst als die Kleine müde zu werden begann, fuhren sie nach der Gertraudtenstraße.

Staunend stand er vor dem großen Haus, das das alte und doch ein ganz neues war. Sie betraten das große Geschäft. Es war noch ziemlich früh am Tag;

Digitized by Google

nur wenige Käufer standen in dem vornehmen, holzgetäfelten Raum. Von einem freundlichen Ladenfräulein ließ er sich einige Krawatten vorlegen. Aus dem Hintergrund kam ein großer, breitschulteriger Herr auf die Gruppe zu — im schwarzen Gehrock, aufrecht, würdig, stattlich: August! Er erkannte ihn gleich trotz des kleinen, spitzgeschnittenen Vollbartes. Mit einer höflichen Verbeugung begrüßte der Herr des Hauses den Käufer, der so vornehm aussah.

„Wir haben auch ausländische Fabrikate, mein Herr. Bitte, zeigen Sie dem Herrn mal von unserer neuen Auswahl —"

Weiter kam er nicht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er den Bruder an. Das kleine Ladenfräulein fiel vor Schreck und Verwunderung beinahe um, als sich plötzlich die beiden Männer, über den schmalen Ladentisch hinweg, in die Arme sanken. Lange, lange hielten sie sich umschlungen. Dann stürmte August auf das kleine weißgekleidete Geschöpfchen zu: „Dein Kind?!" Er hob es hoch, küßte es und sagte dann leise: „Komm zu Mutter!"

Verkäufer und Käufer starrten ihnen nach, als sie, das Kind zwischen sich an den Händen, die Treppe hinaufeilten. Und dann ein Gezischel, Gemunkel, Durcheinanderlaufen und Köpfezusammenstecken: „Haben Sie gesehen — haben Sie gehört? — Sein Bruder — sein Vetter — sein Neffe — nein, nein — ein Schwager!"

Einige Minuten später kam, aufgeregt und ganz stolz, die Überbringerin so wichtiger Nachrichten zu sein, die blonde Martha, eines der Dienstmädchen im Hause, heruntergestürzt: „Nein, so was — so was! Oben heulen sie alle. Und die olle Großmama, die lacht und weint und streichelt dem Sohn immer die Hände. Ja, natür-

Digitized by Google

lich, der Sohn und Bruder! — Na, ick habe doch an der Türe jestanden — zur Marine is er jejangen — heimlich durch — und jetzt hat er 'n Hotel oder so was in Belgien. — Jawohl, das ist sein Kind, und seine Frau hat er auch mitgebracht ..."

Noch immer streichelte die alte Frau den Mann und das Kind mit ihren zitternden gefurchten Händen und konnte sich nicht sattsehen an beiden. „Daß du nun doch noch gekommen bist! Wer weiß — übers Jahr wäre ich vielleicht nicht mehr dagewesen."

„Mutter, jetzt mußt du erst recht leben! Sieh, ich glaubte, ihr hättet mich ganz verstoßen, und da ... Daß ich den Vater nicht mehr finde! — Aber sonst — hier sieht's ja aus, als wäre ich gar nicht fortgewesen. All die lieben alten Möbel! Nein, der große Lehnstuhl auf der Fensterbank hat einen neuen Bezug ... der war früher blau. Und der messingene Kronleuchter, und der alte Teppich..." Strahlend blickte er um sich: „Kinder, ihr wißt nicht, wie wohl mir hier ist! Auf dem Indischen Ozean und wo ich sonst war: immer habe ich an Mutters altes, gemütliches Wohnzimmer gedacht ... Herrje, das ist doch nicht etwa — die alte Marie?"

Dem alten, weißhaarigen Möbel, feingeschmückt mit dem weißen Häubchen und frischgewaschener weißer Schürze, kollerten die hellen Tränen über das in tausend Runzeln zerknitterte Antlitz, als sie der „junge Herr" ohne viel Federlesens in seine Arme schloß.

August flüsterte seiner Frau ein paar Worte zu. Die nickte und verschwand mit der neuen kleinen Nichte. Sie waren allein mit der Mutter, die nun von Vaters leichtem, schnellem Tod erzählte, und daß sich da eine Karte von Erich in seinem Nachlaß vorgefunden hätte. „Sieh, mein Sohn, da hab' ich bitterlich geweint und geglaubt,

Digitized by Google

es sei das Letzte, was ich von meinem Sohn in Händen hielte — und hab' dann doch gehofft und gewartet. Und nun bist du wirklich da."

August ging derweil unruhig im Zimmer umher; seine Augen flackerten unstet und ängstlich. Plötzlich blieb er vor dem Bruder stehen: „Erich, ich werde dir nachher Vaters Testament vorlegen. Er hat dich enterbt, auf dein Pflichtteil gesetzt. Ich wollte das Testament gern umstoßen, dir dieselben Rechte einräumen, allein ich kann es nicht mehr — es steht schlimm mit der Firma." Er schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte.

„Aber das große Haus — fast wie ein Warenhaus?"

„Warenhaus! Siehst du, das eben hat mich verlockt, die alten Bahnen zu verlassen. Rings um mich her sah ich sie alle größer und größer, reicher und reicher werden, ein Warenpalast nach dem anderen entstand, und Berlin wuchs und wuchs. Da kauft' ich die Häuser ringsumher; hab' sie aber viel zu hoch bezahlt. Ich mußte eine Hypothek nach der anderen aufnehmen, und schließlich hatte ich nicht mehr das Kapital, um das Geschäft auch im Innern so zu vergrößern, daß es bei den ungeheuren Kosten noch einen Gewinn abwirft. Dazu gehört viel Geld und viel Kredit; und beides hab' ich nicht mehr so recht. Noch steht es aufrecht, aber das große, glänzende Haus ist nur eine hohle Schale; ich arbeite mit Verlust. Und eines Tages ist es aus, und dich habe ich noch um dein rechtmäßiges Erbteil gebracht." Er sah plötzlich ganz alt und verfallen aus.

Einen Augenblick stand Erich wie in Erinnerungen versunken. Dann aber lachte er trotz der verdutzten Gesichter der Mutter und des Bruders sein befreiendes, sieghaftes Knabenlachen.

„Kein Grund zum Kopfhängen, alter Junge!" sagte

Digitized by Google

er warm und reichte dem Bruder die Hand. „Da haben mich ja der Himmel, meine Frau und meine Arbeit zu rechter Zeit reich werden lassen! Das alte Haus soll nicht zugrunde gehen, solange noch ein Dehne lebt. Wie?! Das wollen wir uns morgen gründlich überlegen. Geld ist da, und der Wille auch. Und wenn dir die Last allein zu groß ist — ich habe schon einige Male umgelernt, vielleicht verkaufe ich in Brüssel noch günstig und fasse mit zu. — Hörst du dort drüben die Kinder lärmen? Das ist das neue, das vierte Geschlecht, seitdem die Dehnes in Berlin sind. Für das wollen wir gemeinsam sorgen!"

Da segnete die alte Frau den „verlorenen Sohn".

Digitized by Google

NUMMER 50 LILLE DEN 18/9 1915
LILLER KRIEGSZEITUNG

Feldgraue Presse

Von Franz Wichmann

Mit 4 Bildern

Wie sehr der moderne Mensch an die Zeitung gewöhnt ist, wie unentbehrlich sie ihm selbst da geworden, wo er allen Bequemlichkeiten des Lebens entsagen muß — im Felde — zeigt in überzeugender Weise die Entstehung und rasche Vermehrung der Soldatenzeitungen, die, aus bescheidensten Anfängen hervorgegangen, sich längst zu einer richtigen Feldpresse entwickelt haben.

Schon in den ersten Wochen des Krieges, da aus militärischen Gründen noch alle Verbindung zwischen den Ausgezogenen und der Heimat abgeschnitten war, sehnte sich der Soldat nach nichts mehr als nach einer Zeitung, nach geistiger Anregung, die ihm so unentbehrlich wurde wie die physische durch den Tabak. Während des monatelangen Aufenthaltes in Schützengräben und Erdhöhlen hätte sich dieses Verlangen ins Unerträgliche steigern müssen, wäre nicht zu Beginn des Winters bereits in ungeahnter Weise durch die Schöpfung einer feldgrauen Presse, die die Feldzüge der Vergangenheit nicht kannten, abgeholfen gewesen.

Digitized by Google

Wollte man in früheren Zeiten nach etwas Ähnlichem suchen, so müßte man jene im 19. Jahrhundert durch besondere Ereignisse in Friedensperioden hervorgerufenen Gelegenheitszeitungen nennen, die heute wohl gänzlich vergessen sind. Es waren das die beiden Cholerazeitungen, die im Jahre 1831 erschienen, um das Publikum mit amtlichen Nachrichten über den Verlauf der Epidemie zu versehen. Während die „Caspersche Cholerazeitung" in Berlin herausgegeben wurde, erschien die Sachssche in Leipzig, und beide gingen bezüglich der zum Schutz gegen die Krankheit erteilten Ratschläge gänzlich auseinander. Ein etwas längeres Leben als diese Blätter, die sofort mit dem Erlöschen der Seuche eingingen, hatten die verschiedenen Revolutionszeitungen des Jahres 1848, die sich fast alle durch wunderliche Namen wie „Der blaue Montag", „Juchheirassassa", „Berliner Krakeeler", „Posaune Deutschlands", „Neuigkeitskrämer" auszeichneten, und von denen die „Buddelmeyerzeitung" sogar noch ein paar Jahre über die kritische Epoche hinaus bestand.

Das stürmische Fortschreiten der Ereignisse im siebziger Kriege gewährte kaum die Muße, sich mit dem Lesen von Zeitungen zu beschäftigen, viel weniger die Möglichkeit, solche mitten im Schlachtenlärm herzustellen, wie wir es jetzt erleben. Nur die eigenartige Entwicklung des großen Völkerkampfes zu einem langandauernden Stellungskriege im Verein mit der hohen technischen Vollendung des heutigen Zeitungswesens ermöglichten die Entstehung von Blättern, die in künftigen Zeiten zweifellos als bedeutsame kulturgeschichtliche Erzeugnisse gelten werden. Unter den Millionen unserer in Waffen stehenden Söhne schnell heimisch geworden, unterrichten diese „feldgrauen" Druckerzeugnisse nicht

Digitized by Google

nur die Krieger über alles Wissenswerte, sondern bieten auch den Daheimgebliebenen viel Wissenswertes aus einer Umgebung, für deren ausführliche Schilderung es den Tageszeitungen an Raum gebrach.

Machen auch die Kriegszeitungen mit ihren gediegenen, zum Teil künstlerischen Beiträgen gegenwärtig kaum mehr den Eindruck von Notbehelfen, so mußte doch ihre Entstehung auf die bescheidensten Anfänge zurückgehen. Der Gedanke an sich lag in der Luft und wurde ziemlich gleichzeitig an verschiedenen Stellen in die Tat umgesetzt; doch muß man wohl den Gefreiten Berger, der mit einem Leipziger Landsturmbataillon im September 1914 zu Vouziers lag, als eigentlichen Vater der feldgrauen Presse betrachten. Mit der Anfertigung dienstlicher Verzeichnisse auf einer beschlagnahmten französischen Schreibmaschine betraut, die bei der Herstellung der zahlreichen Abzüge oft versagte, kam er auf den Gedanken, eine im Dorf vorgefundene, wenn auch stark beschädigte Zeitungsdruckerei für seine Arbeit zu benützen. Einige Buchdrucker fanden sich in der Kompanie, und als der erste Druck vollendet war, fiel Bergers scherzhaft geäußerter Einfall, das vorhandene Schriftgut nun zur Herstellung einer Soldatenzeitung zu benützen, bei seinen Vorgesetzten auf fruchtbaren Boden. Die Schriftleitung des Blattes, das den Namen „Der Landsturm" erhielt, übernahmen drei Offiziere der dritten Kompanie, Berger besorgte Geschäftsführung und Verlag und teilte sich mit drei weiteren Landsturmleuten in Setzarbeit und Druck. Während die Mannschaft in Alarmbereitschaft lag, erschien am 1. Oktober 1914 die erste Nummer des Blattes, der bis zum 8. November schon fünf weitere folgten. In dieser Zeit wuchs die Auflage von 3000 auf 8000 Stück. Die große Beliebtheit, deren sich die

Digitized by Google

neue Zeitung von Anfang an bei den Heeresangehörigen erfreute, erregte bald auch die Aufmerksamkeit des Kronprinzen von Sachsen, der lebhaften Anteil an der Sache nahm und später den Fortbestand des Blattes allen Schwierigkeiten gegenüber sicherte. Der Leserkreis des „Landsturms", dessen Nummern wiederholt in Leipzig nachgedruckt werden mußten, griff sogar auf den östlichen Kriegschauplatz über, und bis zum 1. April 1915 hatte die Auflage schon die Höhe von 13000 Stück erreicht.

Daß der Gedanke, eigene Soldatenzeitungen im Felde herzustellen, auch an anderen Stellen der langen Front Wurzel schlug, läßt sich begreifen. Überall kam die Heeresverwaltung seiner Verwirklichung zu Hilfe; denn sie erkannte in der Feldzeitung ein moralisches Hilfsmittel, das im Einerlei des Schützengrabens, den fortwährenden Aufregungen des modernen Krieges gegenüber zur ablenkenden Erholung und zum Schutz gegen mancherlei Versuchungen gedieh. So entstand der von Hauptmann Rolfs beim 1. Landsturmbataillon Metz geleitete „Landsturmbote von Briey", ein von Landsturmleuten sehr sauber gesetztes und gedrucktes Blatt, das neben Wissenswertem aus der Zeit auch gediegenen Unterhaltungsstoff bot, und wieder in anderer Weise unternahm es der Münchner Kriegsfreiwillige Audorff, in seinem wöchentlich erscheinenden „Landsturm-Kriegsboten" eine getreue Chronik aller Erlebnisse des Münchner Landsturmbataillons vom Tage der Mobilmachung an zu liefern.

Fast gleichzeitig mit dem „Landsturm von Vouziers" wurde in Lille die „Liller Kriegszeitung" begründet, deren erste Nummer Mitte Oktober 1914 herauskam. Bei wöchentlichem Erscheinen hat sie jetzt schon das Jubi-

Digitized by Google

kaum der 25. Nummer erlebt und eine Auflage von 33 000 Exemplaren erreicht. Ihre Schöpfer waren die bekannten Romanschriftsteller Paul Oskar Höcker, der sich als Hauptmann der Reserve in Nordfrankreich befand, und Georg Freiherr v. Ompteda, die zusammen eine Anzahl unter Waffen stehender Männer der Feder

Phot. Richard Guschmann.

Die bekannte „Liller Kriegszeitung" im Hause des „Echo du Nord" in Lille.

und des Pinsels zu bestimmen wußten, ihre Kunst auch den Kameraden zugute kommen zu lassen und ein deutsches Schriftwerk mit künstlerischem Einschlag im Felde ins Leben zu rufen. Die einleitenden Schritte unternahm Hauptmann Luebke vom Oberkommando der Armee des Kronprinzen Rupprecht. Hauptmann Brückner stellte das technische Personal. Unter diesem befand sich als Artillerist der Faktor Bommer der Oldenbourgschen Buchdruckerei in München, der anstatt mit Granaten

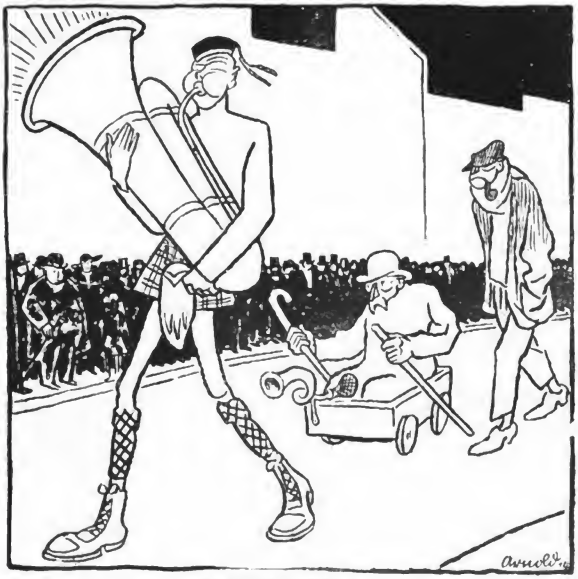
Digitized by Google

nun wieder mit Lettern arbeitete. Den künstlerischen Teil übernahm der Münchner Illustrator Karl Arnold, neben dessen erfrischend kraftvollen Strichzeichnungen auch Beiträge von Hans v. Hayeck und O. J. Olbertz erschienen. Weitere soldatische Mitarbeiter fanden sich teils in den Schützengräben, teils in den Etappenstationen. In der von Redaktion und Setzern verlassenen Druckerei des „Echo du Nord" zu Lille, das als Sitz einer schnell an die Front zu befördernden Kriegszeitung besonders geeignet war, richtete man sich ein.

Alle Nummern der „Liller Kriegszeitung" zeigen das erfreuliche Bestreben, gesunde geistige Kost mit schlichter, gediegener Kunst zu würzen. Zeitgemäßen Leitartikeln und militärwissenschaftlichen Aufsätzen reihten sich mannigfaltige Beiträge in Poesie und Prosa an, alle in echt soldatischem Geiste geschrieben und geeignet, Herz und Sinn der Truppen zu erwärmen. Da wird unter anderem der Alkoholteufel bekämpft, ein freimütiger Feldzug gegen die zahlreichen Fremdwörter im Deutschen, auch gegen den Überfluß französischer Bezeichnungen in unserer Heeressprache eröffnet, es werden zur Unterhaltung gute Kriegshumoresken und zu besonderen Zeiten ausgewählte Beiträge geboten. So versahen die Feldgeistlichen beider Konfessionen als regelmäßige Mitarbeiter das Blatt zu Weihnachten mit einer stimmungsvolle Gesänge, Gebete und religiöse Vorlesungen enthaltenden Beilage. Ein eigenartiges künstlerisches Gepräge aber verleihen der „Liller Kriegszeitung" die ihr beigegebenen „Kriegsflugblätter", in denen der kernige Soldatenhumor in Wort und Bild zu voller Geltung kommt. Unter dem Zwang der Verhältnisse wurde zur Illustrierung anfangs nur der gerade auf dem Gebiete der Karikatur sehr wirksame schlichte alte Holzschnitt

Digitized by Google

Ringflugblätter
Beiblatt zur Lillers Ringzeitung
Nummer 5. Lille, den 27. Dezember 1914.



Englische Werbung.

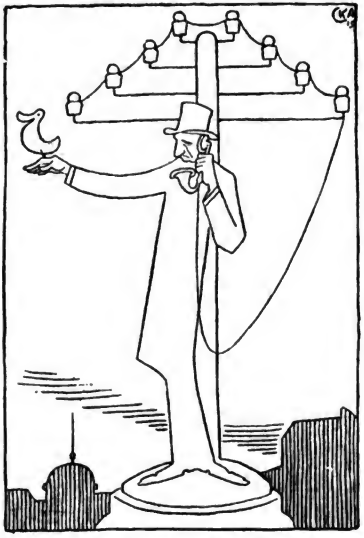
Tom, Tom, Tom,
Komm zum Heere, komm!
Dort gibt es Gelder schwer,
Dazu ein blank Gewehr,
Draus schießt du mit Dum-Dum,
Bum, bum, bum!

benützt, neuerdings hat sich die Druckerei indessen so vervollkommnet, daß man es neben den Strichzeichnungen auch schon mit modernem Vervielfältigungsverfahren

Digitized by Google

versuchen und nach Photographien Bilder in Autotypiedruck herstellen konnte.

Ähnliche Ziele wie die „Liller Kriegszeitung" verfolgt in dem Bestreben, die Kraft des Geistes und Gemütes bei unseren Truppen zu pflegen, auch die vom 1. Hanseatischen Infanterieregiment Nr. 75, Bremen, herausgegebene Soldatenzeitung „Hurra!", die bei der Berichterstattung über die Weltvorgänge besonders bemüht ist, das auch in den Schützengräben blühende Kriegsgeschwätz auszurotten und Wahrheit an die Stelle von Märchen zu setzen.



Reuter, der berühmte Erfinder der englisch-russisch-französischen Siege.

Daß solche sozusagen im Kugelregen hergestellte Kriegsblätter oft genug in komischer Weise mit der „Tücke des Objekts" zu kämpfen haben, wird jedem einleuchten. Mehrfach mußte man anfangs widerspenstige französische Setzer einstellen, in den requirierten Setzkästen fehlte es an mancherlei Buchstaben, und die Manuskripte mußten, statt durch die Post befördert, in Kästen, Bäume oder Brunnen un-

Digitized by Google

weit des Lagerplatzes gesteckt und von da der Redaktion zugestellt werden.

Die wachsende Beliebtheit und rasche Ausbreitung der Soldatenpresse führte bald dazu, daß auch die verschiedenen Armeen zur Herausgabe besonderer Zeitungen für ihre Truppen schritten. In der jeweiligen Etappenkommandantur durch eigene Druckereien hergestellt, bringen diese an erster Stelle die amtlichen Kriegsberichte, und gute ergänzende Karten in handlichem Format schildern die zeitweilige politische und militärische Lage in kurzen übersichtlichen Artikeln. So besitzt, um ein Beispiel zu nennen, die zweite Armee in St. Quentin ihr in einer Auflage von 14 000 Exemplaren dreimal wöchentlich erscheinendes eigenes Blatt. Manche Armeezeitungen, wie die der vierten Armee in ihren „Losen Blättern" mit humorvollen Zeichnungen von Breest, leisten sich sogar wöchentlich einmal beigegebene illustrierte Beilagen.

Im weiteren ist noch der Deutsche Kriegerbund dem Bedürfnis der Truppen nach Belehrung und Unterhaltung dadurch entgegengekommen, daß er seine amtliche Zeitung „Die Parole" in Feldnummern von 280 000 Exemplaren zweimal wöchentlich erscheinen läßt. Diese für die Armee im Felde berechnete Sonderausgabe bringt in reichhaltiger Auswahl Artikel vom In- und Ausland, Bilder hervorragender Führer, Gedichte, Schilderungen einzelner Heldentaten, gesundheitliche Ratschläge, Humoristisches, Rätsel und Bilderrätsel.

Schließlich muß erwähnt werden, daß unsere Heeres- und Zivilverwaltungen in ihrer Sorge, die wohltätige Macht der Presse im Felde zu voller Geltung kommen zu lassen, selbst den Feind nicht vergessen haben, ein

Digitized by Google

dankenswertes Bestreben, dem eine Anzahl von Zeitungen für Gefangene und Bewohner besetzter Gebiete ihre Entstehung verdankt. So gibt der „Generalanzeiger" in Wesel in seinem „Bulletin" eine Gefangenzeitung für Franzosen heraus, welche die wichtigsten täglichen kriegerischen und politischen Ereignisse in sachlicher Darstellung enthält, und ein ähnliches Organ haben die „Soltauer Nachrichten" in ihrem Blatte „Les Camps du Hannovre" geschaffen. Eine vielseitige „Deutsche Soldatenpost" läßt neben dem „L'Ami du Peuple", der Soldatenausgabe des Aachner „Volksfreunds", die Zivilverwaltung des Generalgouverneurs in Belgien erscheinen, und die gleichen Zwecke verfolgt im östlichen Kriegsgebiet die „Deutsche Lodzer Zeitung", die ebenso für Aufklärung der dortigen Bevölkerung, wie für Aufrechterhaltung eines geistigen Verkehrs zwischen den Truppen und der Heimat sorgt. In den von uns besetzten Teilen des nördlichen Frankreich wird die deutsche Kriegspresse in französischer Sprache durch die „Gazette des Ardennes" verkörpert, die seit 1. November 1914 bemüht ist, unter dem Volke die von der Regierung vorenthaltene Wahrheit zu verbreiten und den Forderungen der Menschlichkeit zwischen Freund und Feind zu dienen. Erst unlängst wurde dieses Blatt den Franzosen auch außerhalb des besetzten Gebiets unentgeltlich aus der Luft zugestellt, zum Ärger der feindlichen Regierung und Presse, da die von deutschen Luftschiffen über mehreren Ortschaften ausgeworfenen Zeitungen ausführliche Berichte über die in unseren Gefangenlagern festgehaltenen Franzosen und über ihre Zahl enthielten, die bisher in Frankreich sorglich geheimgehalten wurde.

Die „feldgraue Presse" ist allerdings eine vorüber-

Digitized by Google

gehende Erscheinung, steht aber als echtes Kind des Schützengrabens in der Geschichte des Zeitungswesens einzig da und wird in ihren kulturhistorisch merkwürdigen Veröffentlichungen einmal den Chronisten des Weltkriegs, besonders wenn es sich darum handelt, Einzelheiten zu großen Charaktergemälden der Zeit zusammenzufügen, wertvolle Unterlagen liefern.

Digitized by Google

Der Brand der Kesselschmiede

Erzählung von Fritz Sänger

Auf zwei Eisenträgern, die vor der großen, geräumigen Halle lagen, saßen sich die sechs Männer gegenüber. Es war ein sehr schwüler Tag, und aus dem Tore der Halle, in der sie gearbeitet hatten, wälzte sich langsam und schwer ein grauer Dunst heraus, der an der Vorderwand des Gebäudes hochstieg und in der flimmernden Luft zerrann. Es war Vesperpause und so ruhig, wie es eben in einem großen Fabrikhofe sein kann; die Männer tranken einander zu, aber das war nicht das Zutrinken fröhlicher Gesellen. Einer sagte ein Scherzwort — man kann es nicht wiederholen — und alle lachten. Man hört es sonst kaum, dieses Lachen; es war nicht das Lachen der Freude.

Die Kesselschmiede, von denen hier die Rede ist, die hatten ihre eigene Sprache. Die harte Arbeit macht harte Hände, straffe Arme und schroffe Gedanken. Harte Arbeit muß getan sein; so nahm es den Kesselschmieden niemand schief, daß sie sich und anderen Worte und Redensarten als Kosenamen zuriefen, die sonst als unflätige Schimpfworte und schwere Beleidigungen gelten. Die sechs Männer trugen im Hochsommer, an solchen Tagen, wie heute einer war, nur Hose und niedrige Schuhe, und wenn man sie sah, hatte man das Gefühl, einer elementaren, urgesunden Kraft gegenüberzustehen. Hören durfte man sie nicht. Bei der Arbeit machten sie einen Lärm, daß einem normalen Menschen bald alle Sinne schwankten; in den Pausen war das, was das Ohr an ihnen hatte, beinahe noch weniger genießbar; darum verdachte es auch dem kleinen Kalk niemand, daß er sich abseits setzte, obwohl er zu den Kesselschmieden gehörte.

Digitized by Google

Er war zart und fein gebaut, aber das sah man nicht so; denn bei der Arbeit, die ihm zugewiesen war, wurde er immer so schwarz im Gesicht, und seine Kleider waren so verraucht, daß man nur noch zwei helle Punkte an ihm bemerken konnte, und das war das Weiße an seinen Augen, die immer so seltsam verloren in diese Welt der Arbeit und Härte hineinsahen, daß man meinte, der hätte sich irgendwie verirrt.

Er saß immer, gerade wie heute, in einiger Entfernung und hörte auf das, was seine Arbeitsgenossen als Unterhaltung zueinander sagten. Gewöhnlich waren sie sehr laut. An diesem Tage lag die Julihitze wie eine Last auf ihnen, und daß sie so still waren, das heißt, daß sie nicht schrieen, das war etwas Unheimliches für den kleinen Kalk.

Die Kesselschmiede hatten auch eine ganz ungewöhnliche Unterhaltung heute.

„Warum muß der ... uns gerade in so eine ver ... ... bude hineinstecken!" meinte der Lotzel, der der Größte und Derbste war von den sechsen, und daran schloß er einen Fluch, der auch nicht besser klang als seine Beschwörung.

„In Kassel habe ich in einer Kesselschmiede gearbeitet," sagte der Wenzer, „da war es im höchsten Sommer nie so heiß, die war aus Eisen und Beton und gut gelüftet."

„Ich hab's dem Alten auch schon gesagt," ergänzte der Gool, „aber solang diese ... bude nicht wegbrennt, so lang können wir uns hier schinden. Wenn einer von uns kaput geht, so wird einfach ein anderer eingestellt."

„Was sagst du, wegbrennt!" rief der Lotzel und riß seine großen Augen, in denen das Weiße gelb war, weiter

Digitized by Google

auf. „Wegbrennt!“ sagte er leiser und sah einen nach dem anderen an. Und alle verstanden mit einem Male, daß außer der Julihitze noch etwas anderes in der Luft lag, was das Blut stocken machen konnte.

Eben ging der Heizer über den Hof. Der Lotzel rief ihm, gab ihm ein Stück Geld und hieß ihn eine neue Fuhre Bier holen, drüben in der Brauerei.

Bald nachher tranken die Kesselschmiede ihre doppelte Lage. Das war nicht so selten der Fall, aber sie machten sonst dabei immer auch den doppelten Lärm. Heute taten sie es nicht. Dabei war doch eigentlich Anlaß genug da, denn der Lotzel, der sonst gar nicht zu den Freigebigen gehörte, hatte nach der zweiten noch eine dritte Lage gespendet.

Nachdem diese angefahren war, ertönte die Dampfpfeife, die alle in der ganzen Fabrikanlage, zu der die Kesselschmiede gehörte, zur Arbeit rief. Es war das Sonderrecht der Kesselschmiede, daß sie so langsam wie nur irgend möglich sich von ihrem Eisensitz erhoben. Aber merkwürdig, auch von diesem Rechte machten sie heute keinen Gebrauch.

Sie gingen sogleich, nachdem das Signal verklungen, in die große, weite Halle zurück und griffen nach ihren Werkzeugen. Aber sie schimpften nicht, bevor sie anfingen, und gerade heute war doch Grund genug dazu. Der staubige schwarze Boden strahlte eine glühende Luft aus, die war dick, wie sie nur in einer schlechtgelüfteten Arbeitshalle sein kann. In dem schweren, unbeholfenen Holzfachwerk, welches das Dach trug, zogen mühsam Rauchschwaden hin und her, als wollten sie einander bedrängen, und stießen sich aneinander. Sie fanden in die fernsten Winkel des geräumigen Baues und machten aus dem Dachwerk ein schwarzgraues Nebelmeer; nur

Digitized by Google

die Ausgänge im Dache, durch die sie eigentlich in das Freie gelangen sollten, die fanden sie merkwürdigerweise nicht.

Kein Billigdenkender, der hier hereingesehen hätte, würde den Kesselschmieden bestritten haben, daß sie ein hartes Los hatten, an solchen Tagen ganz besonders hart. Darum genossen sie auch einige Vorrechte, die zwar nicht verbucht waren, aber dennoch nicht weniger fest standen. So hatten sie das Recht, gegen die Werkstattordnung, die sonst in der ganzen weitläufigen Anlage von Baulichkeiten galt, auch außer der Vesperzeit sich Bier holen zu lassen. Davon machten sie jetzt Gebrauch.

Wieder zahlte der Lotzel, und er schickte den kleinen Kalk mit einem Henkelkorb in die Brauerei hinüber.

Kaum daß er draußen war, ging Wekel in die anstoßende Schmiede, wo gerade heute niemand war, weil die Schmiede sonstwo zu tun hatten; dort holte der Wekel eine Petroleumkanne. Währenddem sammelte der Lotzel einige Bäusche von Putzbaumwolle, wie sie überall in der Kesselschmiede herumlagen. Sowie der Wekel das Petroleum brachte, nahm ihm der Lotzel die Kanne ab und begoß damit die Bäusche. Eben ging die Tür auf; der kleine Kalk war's. Er trug seine Bierflaschen in der Hand und hatte nichts bemerkt.

Er stellte die Bierflaschen hin, und dann kroch er in die enge Röhre aus gewalztem Eisenblech, denn da drinnen hatte er eine Winde gegen die Nieten zu setzen die ihm die anderen funkensprühend hereingaben.

Der kleine Kalk konnte in der Kesselschmiede gerade deswegen gebraucht werden, weil er so klein war; sonst waren da nur Männer mit starken Armen und Stahldrähten statt Nerven verwendbar, aber zum Anhalten

Digitized by Google

der Nieten in den sogenannten Vorwärmern mußte man sich dieses schmächtigen Jungen bedienen.

Er tat es um den Lohn, den seine Mutter und Geschwister so sehr gut brauchen konnten, und er nahm alles, was sonst damit zusammenhing, als ein Martyrium, dem nicht zu entgehen war.

Jetzt wartete er auf die Nieten; daß ihm lange keine hineingegeben wurden, das war einfach damit erklärlich, daß sie ja wieder Bier hatten, die Kesselschmiede.

Auf einmal begann das Gehämmer; drei hatten sich auf einen Lokomobilkessel gesetzt und fingen an, die Nähte und Nieten zu „verstemmen". Gleich darauf hörte der kleine Kalk, wie der Gool die Feldschmiede in Tätigkeit setzte. Der Gool hatte dort die großen, fingerlangen Nieten zu wärmen und dann dem Kalk in den Vorwärmer hineinzureichen. Es ging sehr lange, bis die erste Niete kam. Die drei, die an dem Vorwärmer zu tun hatten, hieben mit ihren schweren Hämmern die glühende Niete herunter. Einer setzte den Abplatthammer auf, wodurch die Niete einen formgerechten Kopf bekam, und nach kaum einer Minute war diese Niete erledigt.

Auf dem Lokomobilkessel setzten die anderen ihre lärmende Arbeit fort, und der kleine Kalk wartete auf eine neue Niete. Es ging Minuten, sie kam nicht. So etwas war nicht so selten, leicht gab es unter den Kesselschmieden kleine Meinungsverschiedenheiten, die sich immer erst in zünftigen Auseinandersetzungen ausleben mußten; aber das war dann immer so laut, daß man auch im Vorwärmer drinnen noch genug davon zu hören bekam. Diesmal war es ganz still, und es blieb still. Die Niete kam nicht, und jetzt hörten sogar die

Digitized by Google

anderen, die auf dem Lokomobilkessel saßen, mit ihrem Gehämmer auf, und niemand sagte ein Wort. Diese Ruhe hatte für den kleinen Kalk etwas Unheimliches. Langsam und vorsichtig kroch er in seiner Eisenröhre nach vorn und steckte neugierig den Kopf hinaus. Er sah, wie zwei von den Kesselschmieden aus dem Fachwerk der Halle herabkletterten, und wie alle anderen nur auf diese zwei aufpaßten.

Er wußte nichts, er wußte gar nichts, aber er hatte augenblicklich das Gefühl, daß hier etwas geschah oder geschehen war, das nicht recht war. Wie sie so lauernd dastanden, diese sonst so geraden und aufrechten Männer, wie sie neugierig hinaufschauten in das Fachwerk! Wie sie jetzt auf einmal, auf ein Zeichen Lotzels, alle an ihre Arbeit gingen, ohne einen Laut zu sagen, das war nicht ihre Art. Kalk überlegte und kroch zunächst nicht in seinen Vorwärmer zurück, was doch eigentlich das Natürliche gewesen wäre. Und so eifrig hatten es die anderen, daß sie das zunächst gar nicht merkten; ein jeder war auf seinem Platze: der Gool wärmte eine neue Niete, die drei saßen auf dem Lokomobilkessel und hämmerten wieder, und die anderen beiden hatten die Hämmer erfaßt und warteten auf die Niete. Der Gool nahm die nun glühende Niete in die Zange und wollte sie gerade hineingeben, da bemerkte er, daß Kalk zugesehen haben mußte. Der große, sehnige Mann stand mit dem sprühenden Eisen und stand wie versteinert und zitterte doch am ganzen Körper. Aber wer wußte, ob es aus Zorn oder vor Furcht war?

Der kleine Kalk wußte es nicht, er wußte nur, daß ihm irgend etwas das Herz im Leibe zusammenkrampfte, und jetzt wollte er schnell in seinen Vorwärmer hineinkriechen. Aber jetzt war es zu spät. Auch die anderen

Digitized by Google

beiden, die auf die Niete warteten, hatten ihn entdeckt, und auf ihren Geſichtern war derſelbe Schrecken und dieſelbe Wut. Und der eine von ihnen, der Lotzel, warf den Hammer auf die Erde — und alles, was nun weiter geſchah, wußte der kleine Kalk erſt viel, viel ſpäter in ſeinen Zuſammenhängen zu erfaſſen.

Zunächſt packte ihn der Lotzel an den Schultern, riß ihn aus ſeinem Vorwärmer heraus und ſchrie ihn an: „Was weißt du? Auf der Stelle heraus damit: was weißt du?!“

Er wußte gar nichts, und was er immer gewußt hätte, er war in dieſem Augenblick nicht fähig, irgend etwas zu ſagen. Und während er noch mit wankenden Knien ſtand, fiel aus dem Gebälk des Dachfachwerkes ein brennendes Etwas herunter. Der Lotzel hatte es nicht geſehen, aber die anderen. Zwei ſprangen gleichzeitig darauf zu und ſtampften mit den Füßen darauf herum. Der Lotzel hielt noch den Kalk an den Schultern feſt und ſchüttelte ihn, als wollte er eine Antwort herausrütteln.

Der junge Menſch wußte immer weniger. Das waren doch ſeine Arbeitsgenoſſen, das waren doch Menſchen, mit denen er täglich zuſammen geweſen, ſeit mehr als einem Jahre, und wenn ſie ihm auch fremd geblieben, er hatte ihnen nie etwas zuleide getan, nie etwas in die Wege gelegt; und nun faßte ihn der eine ſo an, und die anderen ließen es geſchehen, ſie ſchienen ſich ſogar nicht einmal darum zu kümmern.

Und weil ſich alles in ihm aufbäumte, und weil alles in ihm zu brechen drohte und er kein Wort ſagen konnte, ſo wurde das Geſicht, das er vor ſich ſah, das Geſicht des Lotzel, immer heftiger, und auf einmal flammte in dieſen Augen, in denen das Weiße gelb

Digitized by Google

war, etwas Furchtbares auf. Und wenn auch der kleine Kalk nicht wußte, was es war, weil er Ähnliches in seinem Leben nie gesehen, so empfand er doch, daß etwas ganz Entsetzliches um ihn herum sich begab, etwas, das ihn anging, und er stieß einen Schrei aus, einen fürchterlichen Schrei, und machte gleichzeitig den Versuch, sich zu befreien.

Er kam los, er rannte, was ihn die Füße trugen, hinter der Feldschmiede hindurch nach der Tür, die zur Schmiede führte. Er erreichte sie, riß sie auf und schrie wieder, schrie einen ganz unbeschreiblichen Laut hinaus. Aber die Schmiede war leer, und ehe er die andere Tür, die aus der Schmiede ins Freie führte, erreichen konnte, hatte ihn einer der Männer am Hemdärmel gefaßt.

Sie waren keine Mörder von Beruf, und sie verstanden sich schlecht darauf. Keiner von ihnen hatte je mit dem Gedanken auch nur gespielt, irgend einen Nebenmenschen umzubringen, am allerwenigsten einen Arbeitsgenossen; aber nun sie einmal auf der Bahn des Verbrechens waren, die unbändige Hitze, der Alkohol, die augenblickliche Verwirrung — das alles half zusammen, und sie hatten alle nur den einen Gedanken, diesen Zeugen stumm zu machen für immer.

Niemand sagte es, und sie halfen doch einander, niemand sagte es auch dem Kalk, und er sah sie alle gleichzeitig. Er sah sie oder hörte sie, oder vielleicht fühlte er bloß ihren augenblicklichen Haß und fühlte ihre Hände, die nach ihm griffen.

Noch einmal gelang es ihm, sich loszureißen, der Hemdärmel blieb in der Hand eines Verfolgers. Aber er raste in die Kesselschmiede zurück, nachdem er gesehen, daß einer ihm zuvorgekommen war und an der Tür

Digitized by Google

der Schmiede stand und sie schloß, ehe er sie erreichen konnte. Die Tür in der Kesselschmiede war noch offen. Er lief darauf zu, doch wieder war einer der Männer schneller und näher dabei als er.

Er sah jetzt nur noch Hände, die nach ihm griffen — aber gerade jetzt schlug eine Flammengarbe zu einer der Dachluken hinaus. Das gab ein Aufleuchten in dem Raum, und einen Augenblick sahen alle dahin.

Blitzschnell erfaßte der kleine Kalk die Gelegenheit und — er wußte nicht, ob es das schlimmste oder das gescheiteste war — er kroch, ehe ihn einer sah, in einen der Vorwärmer, die am Boden lagen.

Er hörte, wie Männer nach ihm schrieen, er hörte, wie Werkzeuge umherflogen, hörte eine Schimpferei, hörte, wie Scheiben klirrten, und wie Türen hastig aufgerissen und wieder zugeworfen wurden; er rührte sich nicht mehr.

Es waren vielleicht Sekunden, es war eine entsetzlich lange Zeit, in der er das Gefühl hatte, daß man nach ihm suchte, und daß diese gierigen Hände und diese wütenden Blicke ihn vernichten wollten.

Aber es wurde still. Dann rief man „Feuer", und dann vernahm er eine Weile nichts mehr als das Knistern der brennenden Balken. Es wäre wohl Zeit gewesen, aus dem Vorwärmer hinauszugehen, aber der junge Mensch blieb; er kauerte sich zusammen, so sehr er konnte, und wenn er auch wußte, daß über ihm das Haus brannte, er konnte kein Glied mehr rühren, und schlimmer als hundert brennende Häuser waren diese Hände, die er immer noch fühlte, und diese Augen, die er immer noch sah. Er atmete kaum, und er meinte, daß ihm das Herz stillstünde, bis er den Lärm derjenigen hörte, die nun auf das Feuer aufmerksam geworden waren.

Digitized by Google

Jetzt begann ein Rufen und Rennen, wie es auf jedem Brandplatze ist. Man rief sogar sehr bald nach dem kleinen Kalk, und vielleicht hatte er es vernommen; aber er kam nicht. Er lag zusammengeknäult in seiner Eisenröhre, und alles, was in der nächsten Zeit geschah, erfaßte er nicht mehr. Die Halle stand in wenigen Minuten in vollen Flammen, kein Mensch dachte auch nur im entferntesten daran, daß da drinnen noch ein armes Menschenkind sein konnte, dem ein paar entsetzliche Minuten die Sinne verwirrt und die Glieder gelähmt hatten. Nur einmal noch zuckte dieses Menschenkind zusammen; das war, als das brennende Gebälk des stürzenden Daches mit furchtbarem Krachen auf die Eisenröhre niederrasselte.

— — — — — — — — — — — — — —

„Großfeuer in den Werken der Firma so und so. Niedergebrannt: die Kesselschmiede, die Schmiede, Vorratsschuppen und eine angebaute Scheune. Leider ist auch ein Menschenleben zu beklagen; ein junger Arbeiter ist in den Flammen umgekommen."

So stand es am anderen Morgen in der Zeitung. Aber am Mittag, als man mit den Aufräumearbeiten so weit war, kam man zu den Vorwärmern, und als Feuerwehrmänner mit Haken und Äxten die verkohlten Balkenstücke von den langen Eisenröhren herunterzogen, vorsichtig und mit Bedacht, denn man suchte nach den letzten Resten eines Umgekommenen, da hörte man auf einmal ein ängstliches Stöhnen.

Die Arbeit war unter guter Leitung, und so gelang es bald, nicht einen Toten, aber einen ganz wirren Menschen aus der Eisenröhre herauszuziehen. Er war wenig dankbar für seine Rettung und zerrte und zog an den Händen, die ihn befreit hatten, und

Digitized by Google

sowie man ihn losließ, wollte er wieder in die Röhre hinein.

Man brachte den Kranken in gute Pflege. Körperlich erholte er sich bald, aber mit seinem Geiste schien es anders zu sein. Wenn eine Tür ging, zuckte er ängstlich zusammen, und manchmal schrie er auf: „Sie kommen!" Dann verhüllte er sein Gesicht und stöhnte, daß es zum Erbarmen war. Sonst war er klar, doch sprach er wenig, und über alles, was mit dem Brande zusammenhing, durfte man in seiner Nähe nichts verlauten lassen; denn dann zog er die Glieder an sich, den Kopf ein und tat gerade so, als wenn er wieder in der Eisenröhre drinnen wäre. Er wünschte, zu den Seinen zu kommen, was auch gewährt wurde.

Seine Mutter war nun fortwährend um ihn, und wie einem kleinen Kinde mußte sie dem Sechzehnjährigen nach und nach beibringen, daß es gar nichts gäbe in der Welt, vor dem man sich zu fürchten brauche, sofern man nur ein gutes Gewissen habe. Und was der Kunst der Ärzte versagt geblieben, der mütterlichen Sorgfalt und Pflege gelang es. Er verlor die Angst langsam wieder, sprach ruhig und verständig über die geschehenen Dinge und über das Leben, das er vor sich hatte.

Mit dem Feingefühl der besorgten Mutter vermied sie alles, was irgend mit dem Brand zu tun hatte, und so erfuhr er gar nichts von alledem, was durch Wochen hindurch Spalten in den Zeitungen gefüllt hatte. Sie hätte ihn auch weiter davor bewahrt, aber eines Tages kam eine gerichtliche Untersuchungskommission, die ihn vernehmen wollte, zunächst ein Arzt, den er von der Klinik kannte.

„O ja, Herr Doktor, ich bin ganz gesund, und man

Digitized by Google

kann mich fragen, was man will." So behauptete er dem Manne gegenüber, zu dem er großes Zutrauen zeigte.

„Das ist sehr schön. Daß die Schuldigen verhaftet sind, wissen Sie wohl?"

„Wer ist verhaftet?"

„Die sechs Kesselschmiede; sie haben auch eingestanden, den Brand gelegt zu haben."

Jetzt zum ersten Male erfaßte Alfred Kalk die Dinge, wie sie waren, und jetzt begriff er auch den Haß der Männer, denen er nie etwas zuleide getan; aber sein erster Gedanke war doch: „Nun bist du sicher vor ihnen," seine erste Frage: „Dann werden sie wohl eine Gefängnisstrafe bekommen?"

„O nein," sagte der Arzt, „da werden wohl so an drei Jahre Zuchthaus für jeden abfallen!"

Alfred Kalk machte große Augen. „Wenn jemand anzündet, bekommt er dann drei Jahre Zuchthaus?"

„Unter diesen Umständen wird es kaum billiger gehen."

„Es ist viel; aber sagen wir einmal, wenn jemand einen anderen, oder sagen wir, wenn mehrere einen anderen umbringen wollen und alles tun, um ihn umzubringen, wieviel bekommen sie dann?"

Dem Arzt war diese Frage ein Beweis, daß der Kranke immer noch an Verfolgungswahngedanken litt, aber er gab seine Antwort sachlich. „Wenn mehrere Personen einen Mordversuch machen, das meinen Sie doch?"

„Ja, das meine ich."

„So ein glatter Mordversuch, ohne mildernde Nebenumstände, das gibt fünfzehn Jahre Zuchthaus."

„Für alle miteinander?"

Digitized by Google

„O nein! Für jeden einzeln.“

Ganz schnell machte das Gehirn Alfred Kalks eine Rechnung: sechsmal fünfzehn, das sind neunzig. Neunzig Jahre Zuchthaus! Das war so etwas Ungeheuerliches, daß Alfred Kalk das Gefühl hatte, darüber darfst du in diesem Augenblicke nicht entscheiden.

Als er dann noch fragte, ob die sechse auch ganz sicher eingesperrt seien und nicht auf die Straße gehen könnten, zog der Arzt seine Schlüsse und bat die Herren vom Gericht, ihre Fragen auf das Allernötigste zu beschränken. Das taten sie, und so war die Vernehmung sehr schnell beendet und hatte in der Sache nichts gebracht, als was man bereits wußte.

Noch vor der Schwurgerichtsverhandlung hatte Alfred Kalk wieder Arbeit gefunden, und zwar im selben Betriebe, aber nicht in der Kesselschmiede, die jetzt in Notbauten untergebracht war, sondern als Bureauausgeher. Man wollte an dem so seltsam Geretteten etwas von dem gutmachen, was er bei dem Brande hatte erdulden müssen, gab ihm bei leichterer Arbeit einen höheren Lohn und behandelte ihn sorgfältig und rücksichtsvoll.

Über alles, was mit dem Brande zusammenhing, sprach er auch jetzt noch nicht. Natürlich wurde er zu der Verhandlung vor dem Schwurgericht als Zeuge geladen.

Die Vernehmung der Angeklagten vor den Geschworenen bot keinerlei Überraschung. Sie waren geständig, alle sechs. Der Tatbestand schien vollständig klar zu sein: sie hatten verabredet, die alte Kesselschmiede anzuzünden, um eine neue zu bekommen; dem Inhaber wäre, nach ihrer Meinung, dadurch kein Schaden erwachsen, da sie versichert war. Den Alfred Kalk hatten

Digitized by Google

sie nicht eingeweiht, weil er nach ihrer Überzeugung doch nicht mitgetan hätte. Als dann das Feuer rascher um sich griff, als sie erwartet hatten, da vergaßen sie, es ihm überhaupt zu sagen, daß er sich retten sollte; so wäre es gekommen, daß er in dem Vorwärmer blieb und fast das Leben eingebüßt hätte. Da alle sechse ganz gleich aussagten und offenbar ihre Tat tief bereuten, so war kein Anlaß, ihnen nicht zu glauben. Für die Brandstiftung konnten sie bestraft werden, dafür, daß sie ihren Arbeitskollegen nicht gerettet, nicht.

Als Alfred Kalk in den großen Schwurgerichtsaal trat, waren natürlich alle Augen auf ihm. Er wußte ungefähr, was die Angeklagten gesagt; denn es hatte zur Genüge in den Zeitungen so gestanden, und aus der ganzen Art, wie er vorgenommen wurde, entnahm er, daß man auf nichts Besonderes von seiner Seite gefaßt war. Er hatte sich auch vorgenommen, alles geheimzuhalten, was ihn betraf.

Als er aber vor dem Richtertische stand und die Nähe dieser sechs Männer fühlte, die er bis dahin noch nicht angesehen, da überfiel ihn auf einmal wieder diese Angst, diese heillose, unsagbare und entsetzliche Angst. „Können diese Hände wirklich nicht mehr nach mir greifen, und wenn sie wieder frei sind, werden sie es dann nicht tun?" Erst als der Richter recht freundlich auf ihn einzusprechen begann, wurde er für Augenblicke diese Angst los; aber er erzählte nicht, sondern ließ sich vom Richter alles erzählen und bestätigte bloß.

„Es ist auffällig, daß Sie von dem Brande nicht früh genug etwas gemerkt haben."

Darauf war schon schwerer zu antworten. Sollte er lügen? Er sagte nichts, der Richter wiederholte noch

Digitized by Google

einmal denselben Gedanken. Da wurde ihm enge. Sollte er vor Gericht die Unwahrheit sagen?

Er schwieg, und der Richter sowohl wie die Zuhörer mochten wohl der Meinung sein, daß sie es mit einem Geistesschwachen zu tun hätten. Die sechse aber auf der Anklagebank, die wußten, daß es in diesem Augenblicke um den größeren Teil ihres Lebens ging, um das Wohl und Wehe ihrer Familien; vier davon waren verheiratet. Sie waren jetzt nicht mehr in der Kesselschmiede, sie hatten seit langer Zeit keine harte Arbeit mehr getan; sie dachten und fühlten jetzt, wie andere denken und fühlen, und sie wußten, an diesem einen Menschen hing jetzt alles. Ein einziges Wort von ihm, und alles mußte ans Licht kommen, gerade so wie es gewesen war.

Die Pause durfte nicht lang mehr dauern, und der Richter selber lenkte ein. „Sie werden wohl auch unter der Hitze und der schweren Arbeit gelitten haben an dem betreffenden Tage?"

„Ja," sagte Alfred Kalk, und er meinte, damit um die gefährliche Stelle herum zu sein. Jetzt aber hatte der Herr Staatsanwalt eine Frage.

„Glaubt der Zeuge, aus dem Verhalten der Angeklagten, an dem Tage oder sonst, nicht die Möglichkeit zulassen zu können, daß ihn die Angeklagten mit Absicht in dem Eisenrohr ließen, um ihn auf alle Fälle nicht als Zeugen ihrer Tat zu haben?"

So gewunden diese Frage war, so einfach war sie für Alfred Kalk. Jetzt fiel ihm auf einmal diese menschliche Erbärmlichkeit ein, die sechs Männer zu Bestien gemacht; er sah sich wieder gehetzt wie ein verfolgtes Wild, er sah sich flehen mit den Blicken, er sah die Mörderaugen — und er wußte, daß er es jetzt in der

Digitized by Google

Hand hatte, für das alles Sühne zu nehmen. Noch hatte er nicht da hinübergesehen, wo sie saßen; aber diese Augen hingen an seinem Munde, das fühlte er. Und zugleich fühlte er: jetzt kniet ihr alle vor mir! Jetzt hatte er die Macht, er war jetzt der Richter, mehr als der Richter, der vor ihm saß, es je sein konnte. Das waren Sekunden, gerade so schwer wie jene, in denen er vor den Händen dieser Männer floh. Damals handelte es sich um ein Menschenleben, jetzt um neunzig Jahre Zuchthaus. Das waren für Männer, die bereits dreißig bis vierzig Jahre ihres Lebens hinter sich hatten, wohl vier Menschenleben, wenn nicht mehr. Und dann war er vor ihren Händen sicher für alle Zeit.

Vier Menschenleben gegen eines? Das war zuviel. Dafür wollte er nicht die seelische Verantwortung auf sich nehmen. Er dachte gerade an die vier, die Frauen und Kinder hatten, die er kannte, und die gute Väter und keine schlechten Männer waren. Das entschied.

Er begann zu sprechen: „Meine Arbeitskollegen sind sonst immer so zu mir gewesen, daß ich mir das nicht erklären könnte, und außerdem habe ich ihnen nie etwas zuleide getan."

Als er das gesagt, wandte er sich einmal nach der Anklagebank. Zwei sahen zu Boden, der Lotzel und der Gool; vier sahen ihm ins Gesicht — und da war es: die Antwort auf seine Aussage! Niemand sonst mochte es verstehen; er verstand es. In einem Augenblicke den Dank für vier geschenkte Leben! Jetzt fühlte er sich frei. Jetzt wußte er, daß ihn diese Hände nie mehr fassen wollten, und daß ihn diese Augen nie mehr mit Haß ansahen. Jetzt genoß er den Dank für sechs königliche Geschenke.

Der Rest der Vernehmung war einfach. Auf eine

Digitized by Google

Anfrage des vorsitzenden Richters gab der Gerichtsarzt die Auskunft, er halte es für möglich, daß der Zeuge durch die nachfolgende zeitweise Verwirrung seines Geistes in der Erinnerung auch an das, worüber er ausgesagt, beeinträchtigt sein könnte. Darum schlug der Richter vor, von einer Vereidigung abzusehen. Der Staatsanwalt hatte dagegen nichts einzuwenden, da die Aussagen des Zeugen in keinem Punkte mit denen der Angeklagten in Widerspruch waren.

So wurde der kleine Kalk nicht vereidigt.

Als er bald darauf das Gerichtsgebäude verließ, hatte er das Gefühl, soeben den größten und herrlichsten Augenblick seines Lebens genossen zu haben, und still vor sich hin sinnend, ging er heimwärts.

Digitized by Google

Triest

Von Max Nentwich

Mit 16 Bildern

Mit geradezu klassischer Sophisterei wurde wenige Wochen vor Eintritt Italiens in den Weltkrieg in dem bekannten Petersburger Hetzblatte „Nowoje Wremja" der Satz aufgestellt, daß die österreichische Hafenstadt Triest von Rechts wegen zu — Serbien gehöre! Begründet wurde diese unfreiwillig humorvolle Behauptung damit, daß das österreichische Kronland Triest slowenisch sei und daher den Serben unterstehen müsse.

Ganz so einfach dürfte sich das Slawenproblem wohl kaum lösen lassen. Die Serbokroaten und die österreichischen Slawen unterscheiden sich schon durch ihr Religionsbekenntnis ganz wesentlich; während jene zur serbisch-orthodoxen Kirche gehören, sind diese römisch-katholisch, was im Laufe der Geschichte schon zu recht bitteren Zusammenstößen geführt hat. Darüber besteht allerdings kein Zweifel, daß in den Länderstrichen vom südlichen Karst bis hinunter nach Albanien das slawische Volkselement stark vorherrscht, doch immerhin mit einigen ganz wesentlichen Ausnahmen. Gerade in der Stadt Triest gibt es so gut wie gar keine Slawen, so daß die kroatische Landbevölkerung, die hier zu Markte kommt, sich ihrer Muttersprache nicht bedient, weil sie gar nicht verstanden werden würde.

Die russische Freigebigkeit, die, wie es auch die Staatskunst unserer anderen Gegner mit besonderer Vorliebe macht, verschenkt, was ihr gar nicht gehört, forderte jedoch den heftigsten Widerspruch der italienischen Irredenta heraus, die bei ihrer wahnwitzigen Forderung nach Einverleibung aller von Italienern bewohnten oder

Digitized by Google

früher einmal zu Italien gehörenden Länder in den italienischen Staat gerade auf die Gewinnung von Triest das allergrößte Gewicht legt. Die bald danach erfolgte schnöde Kriegserklärung Italiens an

Triest, aus der Höhe von Opčina gesehen.

Österreich-Ungarn ließ dann diese russisch-italienische Streitfrage unentschieden, und sie wird es allem Anschein nach bleiben, da der Gegenstand des Streites wohl niemals unserem wackeren Verbündeten entwunden werden dürfte.

Es muß zugegeben werden, daß in Triest viel Italienisch gesprochen wird; man kann aber durchaus nicht behaupten, daß es darum eine italienische Stadt sei; es herrscht auch das ungarische Element stark vor, und seitdem mehrere Jahre vor Ausbruch des Krieges der Vergnügungsverkehr nach Dalmatien seinen Durchzug durch Triest nahm und wahre Menschenfluten aus Österreich-

Digitized by Google

Ungarn und auch aus Deutschland hierher führte, bekam das Deutschtum ein bedeutendes Übergewicht.

Eine Hafenstadt mit dem riesigen Umsatz von zwei Milliarden Kronen jährlich, die ihre Fäden um die ganze Welt spannt und die selbst an der Schwelle des Orients, in einem Zipfel ziemlich wirren Sprachgemisches gelegen ist, wird kaum einen bestimmten Landescharakter tragen können, sondern wird ein gewisses internationales Gepräge annehmen müssen, so wie es Triest getan. Man kann hier Italienisch und Ungarisch reden, ebenso wie drüben in Venedig Deutsch oder Französisch, und es

Der alte Hafen von Triest.

wird keinem einfallen zu sagen, Venedig sei eine deutsche Stadt.

Abgesehen von dem nicht zu bezweifelnden Recht, das die Waffengewalt darstellt, sind letzten Endes doch die geschichtlichen Tatsachen maßgebend, und bei ihrer Be-

Digitized by Google

trachtung ergibt sich, daß Triest eines der ältesten österreichischen Güter ist. Die Stadt hat um die Wende des 14. Jahrhunderts ihre Selbständigkeit energisch gegen das aufstrebende Venedig verteidigt und suchte nach dem

Hafenleben an der alten Reede von Triest.

großen venezianischen Kriege im Jahre 1382 freiwillig Zuflucht beim Herzog Leopold III. von Österreich. Seither — also seit über einem halben Jahrtausend — ist Triest, mit Ausnahme einer kurzen Epoche in der Napoleonszeit, österreichisch gewesen; der Fleiß von Jahrhunderten ist hier zusammengetragen und machte aus dem wenig bedeutenden Küstenorte einen der bedeutendsten Häfen des ganzen Mittelmeers, eine Hauptverkehrsader unseres nachbarlichen Bruderstaates, dessen ganzer Überseehandel Triest und den schnell aufblühenden Nachbarhafen Ungarns, Fiume, durchzieht. Österreich-Ungarn kann und wird niemals auf den Besitz von Triest

Digitized by Google

verzichten, aus dem einfachen Grunde, weil dieser Hafen für seine Großmachtstellung geradezu eine Naturnotwendigkeit ist, das Tor, mit dem es die Verbindung mit der ganzen Welt aufrecht erhält.

Ähnlich wie der ungarische Hafen Fiume ist auch Triest an den Südhängen des Karstgebirges amphitheatralisch aufgebaut, und es bleibt gleichgültig, ob man sich der Stadt von der Landseite her nähert oder ob man zu Schiff in den Hafen fährt: immer überrascht den Ankommenden ein unvergeßlich schönes Stadtbild.

Wer zu Land sich Triest nähert, ist förmlich überrascht, wenn er das unwirtliche, kahle Karstgebirge durch-

Am neuen Hafen.

fahren und nun die ziemlich steilen Küstenabhänge erreicht, die mit unerwarteter Plötzlichkeit die blaue Adria in Erscheinung treten lassen und herrliche Aussichten über Golf und Stadt erschließen. In früheren Zeiten, als

Digitized by Google

man noch auf Schusters Rappen oder höchstens zu Wagen reiste, pflegte man hier oben in Opčina, hoch über Triest, wo sich das Meer zum ersten Male und sogleich in voller Schönheit zeigt, ein wenig von der Straße abzubiegen

Das neue Rathaus von Triest.

und einen berühmten Aussichtspunkt zu besuchen, der dann im Jahre 1839 durch einen Obelisken für alle Zeiten kenntlich gemacht wurde und wohl für immer ein beliebtes Ausflugsziel von Triest aus bilden wird. Heute erreicht die Bahn bereits hoch über dem herrlichen Lustschlößchen Miramar das Strandgebirge und fährt, dem Reisenden fortdauernd trefflichste Aussicht gewährend, langsam an den Abhängen dahin, dem tiefliegenden Häusermeer der Stadt entgegen.

Seit einigen Jahren zeigte sich Triest als Reisestadt ersten Ranges. Die Hotelverhältnisse sind von jener Mannigfaltigkeit, die den verwöhntesten wie den be-

Digitized by Google

scheidensten Ansprüchen in gleicher Weise Genüge verschafft; nur in der Hauptreisezeit — das heißt damals, als noch der Friede den Menschen das Reisen auch nach Triest gestattete, was er ihnen wohl einmal auch wieder gestatten wird — im März, April, Mai, vielleicht auch noch Juni, waren die besseren Hotels häufig überfüllt. In der Beköstigung wird vor allem die Mannigfaltigkeit der „Meeresfrüchte" den Feinschmeckern wohltuend auffallen; nicht weniger als dreihundert Fischarten unterscheidet man in der Adria, und neben den beliebten Languſten, den wohlschmeckenden Meerspinnen, den eigenartigen Tintenfischen und zarten Sardinen ist es

Die Statthalterei am Rathausplatze.

besonders der Thunfisch, der hier nicht nur für über eine Million Kronen jährlich verhandelt wurde, sondern auch gern gegessen wird. Die große, neue Fischhalle unten am Strande gleicht des Vormittags einem förmlichen

Digitized by Google

Museum des seltsamsten Seegetiers. Und daß auch Wiener und böhmische Mehlspeisen ihren Weg südwärts bis an die Adria fanden, ist wohl nur nebenbei zu erwähnen.

Als Seestadt von bestem Ruf zeigte Triest den Haupt-

Der Canale Grande von Triest.
Im Hintergrund die Kirche Sant' Antonio Nuovo, rechts, ein wenig zurück, die neue Serbenkirche.

verkehr unten am Hafen; während im alten, offenen Hafen nur noch Segler, Fischer und die Dalmatien- und Küstenfahrer anlegten, bewältigte der 1867 bis 1883 erbaute neue Hafen im Schutze seines 1100 Meter langen Wellenbrechers den Riesenverkehr von jährlich zwanzigtausend ein- und ausfahrenden Schiffen. Im Gegensatz zu Venedig können hier auch die größten Seefahrzeuge gefahrlos einkehren. Gewaltige Hilfsmaschinen und Krane, Riesenspeicher und Lagerhallen dienten

Digitized by Google

den Warenmassen, die ihren Weg von hier aus nach der Türkei nahmen, nach Ägypten, Indien, Australien und Amerika, oder die von dort kamen.

Vom alten Hafen aus schneidet der 1756 vollendete Große Kanal in einer Länge von 375 Metern in das Häusergebiet der Stadt hinein; er führt kleinere Segler mit ihren Ladungen dem Bestimmungsziel, dem Markt, den Speichern und so weiter, etwas näher.

Auch der schönste Platz der Stadt mit dem neuerrichteten stattlichen Rathause, dem Prachtgebäude des Österreichischen Lloyd und der Statthalterei, mit Brunnen und Denkmälern, weltstädtischen Cafés und Speise-

Der Börsenplatz. Rechts: die alte Börse.

wirtschaften ist hier unten am Hafen gelegen; ebenso das Stadttheater und mehrere andere beachtenswerte Bauwerke.

Im Innern der Stadt ist die verkehrsreichste Straße

Digitized by Google

der Corso, der wie die Hauptstraße anderer Weltstädte Kaufhäuser, Wirtschaften, Cafés und so weiter in abwechslungsreicher Fülle bietet. Er nimmt seinen Ausgang von dem unregelmäßigen, aber äußerst malerischen

Unterführung und Freitreppe am Carlo-Goldoni-Platze.

Börsenplatze mit der antikisierenden alten Börse (jetzt Sitz der Handels- und Gewerbekammer) und dem Denkmal des Kaisers Leopold I. Er endet auf dem Carlo-Goldoni-Platze, von dem aus eine prächtige Treppe und eine unterirdische Durchführung hinauf zur beherrschenden Höhe des Kastells geleiten.

Es ist ein besonderer Vorzug der Stadt Triest, daß die umliegenden Höhenzüge, besonders die nach Norden und Osten zu gelegenen, eine große Anzahl schöner Spaziergänge bieten, auf denen sich fortdauernd wundervolle Rundblicke auf die im Sonnenlichte flimmernde Stadt und die ewig blaue Adria erschließen.

Digitized by Google

Die Perle der Umgebung Triests aber bleibt das idyllische Lustschlößchen Miramar.

Man benützt von Triest aus entweder das kleine Dampfboot, das, ohne unterwegs anzuhalten, nach Miramar fährt, oder die elektrische Bahn bis zum Fischerdörfchen Barcola und wandert die halbe Meile auf der Strandstraße zum Schlößchen hin, das wie einem Baukasten entnommen und auf dem ins Meer ragenden Felsenvorsprung aufgebaut erscheint. Der Weg zieht sich unter den sonnigen Südabhängen des steil abstürzenden Karstes dahin und gewährt fortdauernd den herr-

Die neue Fischhalle an der Riva bei Pescatori.

lichsten Blick auf den Golf, der mit seiner Umgebung wie ein Panorama ausgebreitet daliegt, von den lichtschimmernden Normannenzinnen von Miramar, die langgedehnte Strandpartie über Barcola und die ver-

Digitized by Google

Schloß Miramar bei Triest.

Blick von der Schloßterrasse gegen Barcola und Triest.

dämmernde Stadt hinweg bis zu den fernen bläulichen Linien von Isola und Pirano.

Digitized by Google

Nicht mit Unrecht gilt Miramar als eines der idyllischsten Lustschlößchen der ganzen Welt; weniger der prachtvollen Innenausstattung als der unvergleichlich anheimelnden Art wegen, wie sich Schloß und Umgebung, üppigster subtropischer Park, kahles Karstgefels

Die große Freitreppe, die vom Dampfersteg zum Schlosse führt.

und die „schimmernde Meerflut, Thetis' blauäugiges Antlitz", zusammenfinden.

Die hohen Bogenfenster des unteren Stockwerkes öffnen sich auf eine das ganze Schloß umlaufende, breite Prachtterrasse, die hoch über Meer und Park trefflichste Aussicht gewährt. Daß auch für alle sonstigen Annehmlichkeiten, Seebäder, Jachten- und Motorbootunterstand, für Spaziergänge im ausgedehnten Park mit Säulengängen, Lauben, Öl- und Palmenhainen und so

Digitized by Google

weiter ausreichend gesorgt ist, mag als selbstverständlich gelten.

Und dennoch scheint dem sonnigen Lustschlößchen tragisches Geschick bestimmt zu sein.

Sein Schöpfer, ein vorzüglicher Kenner aller Schönheiten des Mittelmeeres, der auch hier beim Bau und

Barke vor Miramar.

bei der allgemeinen Anordnung für jede Einzelheit den einzig passenden Ton gefunden, nahm, verführt durch die Einflüsterungen Napoleons III., die Kaiserkrone von Meriko an, empfing hier im Schlosse die Überbringer dieses verhängnisvollen Ehrenantrages und fuhr im Frühjahr 1864 vom Hafen von Triest aus, just an diesem, seinem lieben Lustschlößchen vorüber, einer kurzen Kaiserzeit und dem politischen Opfertode entgegen.

Digitized by Google

Fiume, der Haupthafen Ungarns.

Der Hafen von Fiume.
Links: Gouvernement. Rechts: Palast der Neria.

Digitized by Google

Genau ein halbes Jahrhundert später, im Frühjahr 1914, aus welcher Zeit auch sämtliche diesen Zeilen beigefügten Abbildungen stammen, zog das österreichisch-ungarische Thronfolgerpaar nach seinem üblichen Frühjahrsaufenthalt in Miramar nach Serajewo, den Händen der serbischen Meuchelmörder entgegen.

Wer je die buntbetakelten Fischernachen von Barcola im glühendroten Dämmer des Frühlingsabends hinüber nach Miramar ziehen sah, dem erscheint es auch mitten im Kriegsgetöse kaum glaublich, daß das große Völkerringen, das nun schon über ein Jahr die ganze Welt erzittern macht, sich hier von diesem friedlichen Strande die ersten Opfer holte.

Digitized by Google

In Eile!

Auch eine Theatergeschichte. Von Thusnelda Schuster

Mein Mann trat in dem Augenblick ins Zimmer, als ich gerade mit schwermütigem Blick in den Flickkorb schaute, der sich gar nicht leeren wollte.

„Du, höre," sagte er, „ich habe zwei Karten für die Theatervorstellung gekauft, die heute abend zugunsten des Roten Kreuzes gegeben wird. Auch die Taronski singt dabei!"

„Die Taronski?" fragte ich. Dann entsann ich mich, daß am Sonntag ein Freund meines Mannes von der unvergleichlichen Stimme der Taronski geschwärmt hatte. Ich blickte nach der Uhr. „Eine Stunde vor Theaterbeginn," seufzte ich, „kommst du mit Karten. Wie soll ich mich denn da anziehen können und die Kinder versorgen?"

„Eine halbe Stunde zum Ankleiden genügt," erwiderte er ruhig. „Eine Viertelstunde für die Kinder und eine zweite für den Weg. Wir sind mit dem Glockenschlag im Theater. Geht vorzüglich. Eile dich! Zeig, daß du ein junges Weiberl bist!" lockte er gar schön.

Das war aber schließlich überflüssig. Hier Flickkorb, dort Theater, noch dazu zum Besten des Roten Kreuzes — die Wahl fällt da niemand schwer.

Ich lief nach dem Schrank, um ein Kleid zu wählen. Mit Bluse und Rock gehe ich nicht gern, man sieht immer aus wie eine zerteilte Figur. Ich entschloß mich zum braunroten Kleid, sah aber zum Glück, daß die Spitzen am Ärmel nicht ganz fest saßen. „Dreißig Minuten zum Ankleiden," dachte ich, „ach, da ist noch viel Zeit zum Nähen." Ich stichelte eifrig und stach mich natürlich in den Finger, als ich eben fertig war. Ein großer Blutstropfen fiel auf die Spitzen. Also mußte er ausgewaschen werden.

Digitized by Google

„Minna," flötete ich nach der Küche, „warmes Wasser!"

Sie kam mit erhitztem Gesicht. „Ich bin eben beim letzten Stück. Noch eine Schürze, dann ist alles gebügelt."

Schnuppernd hob ich die Nase. „Es riecht versengt!"

Minna jagte hinaus. Ich hörte Kindergeschrei in der Küche. „Ich bin's nicht gewesen, ich nicht!"

„Na ja," stöhnte ich. „Wieder eine Schürze mehr zu flicken." Im Geist sah ich schon das eingesengte große Loch.

Als ich mich eben vor dem Spiegel zum Haareordnen niedersetzen wollte, fiel mir ein, daß die weißen Glacéhandschuhe nicht mehr ganz sauber waren. Ich eilte über den Flur nach der Küche, um Benzin zu holen.

Im selben Augenblick kam Minna aus der Küche geschossen, in den Armen das große Bügelbrett, die Tür, die ich eben faßte, flog ihr entgegen — dumpfes Poltern, Geklirr von Glassplittern; die Milchscheibe der Tür war mit dem Bügelbrett eingerannt.

Mein Mann und die Kinder kamen mit großen Augen aus dem Zimmer. Minna zog den Schürzenzipfel hoch und begann zu heulen. „Ich ... ich habe bloß ... ich ... ich dacht' bloß ... ich ..."

Tränenkrämpfe erstickten ihre weiteren Unschuldsbeteuerungen.

„Ich gehe nicht ins Theater!" brauste ich auf. „Ich habe es ja gleich gesagt, daß ..." Neues Geheul unterbrach mich. Fritz, der Zehnjährige, hatte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als Scherben anzufassen, und sich in den Finger geschnitten.

Mein Mann als Friedenstifter mußte nun noch die Arztrolle übernehmen. Mir aber nickte er besänftigend zu. „Es sind immer noch fünfzehn Minuten Zeit zum Ankleiden. Geh nur ins Schlafzimmer."

Allmählich kam eine Art Ruhe über mich. Ich saß

Digitized by Google

vor dem Spiegel, um mich „schön" zu machen. Die Haare ordne ich am liebsten in aller Einsamkeit. Ich brauche da keine Zuschauer, denn ich halte es für höchst überflüssig, jedem zu sagen, daß ich Zutaten benötige. Bei der heutigen Haarmode kommt ja keine anständig gekleidete Frau mehr mit ihrem eigenen Haar aus. Nun war ich so weit, nach dem „anderen" Zopf zu greifen, als die Kinder sich zur Tür hineinschlichen. Mit großen neugierigen Augen spionierten sie herum.

„Was wollt ihr denn?"

„Man bloß ein bissel zugucken," sagte das eine.

„Ich, ich habe Hunger!" rief das andere.

„Ich möcht' 'n Apfel!" bat das dritte.

„Ich auch!" schloß das vierte sich an.

„Geht hinaus zu Minna! Sie soll euch weiche Eier kochen und Apfelmus geben." Mit aller Kraft suche ich die Stimmen zu überbieten. Dann schiebe ich die Quälgeister hinaus und verriegle die Tür. So! Ich atme auf und schaue nach der Uhr. Noch sieben Minuten. „Die Zeit ist knapp," denke ich. „Mal schnell die Haare fertigmachen. Wo ist denn der Zopf? Hier habe ich ihn hingelegt," sagte ich mir, „hier neben die Kämmchen. Dort habe ich ihn aus dem geheimen Fach herausgenommen." Ich muß ihn nämlich immer ein wenig beiseite tun, da mein Mann derartige Zutaten nicht liebt. Die Haare sind nicht zu finden. Alle Winkel durchstöbere ich, leuchte unter die Kommode, unter den Schrank. Mir wird ordentlich übel. „Die Haare — der Zopf!" jammere ich, während mir die Tränen kommen. „Ohne ihn gehe ich nicht ins Theater."

Draußen erhebt sich ein tolles Indianergebrüll.

Ich riegle die Tür auf und rufe hinaus: „Die Kinder sollen doch essen!" Da sehe ich Fritz als Indianer ver-

Digitized by Google

kleidet; die versengte Schürze mit dem Loch dient ihm als Überwurf, auf dem Kopf hat er einen Papierkranz, und daran baumelt — mein Zopf!

Ich stürze hin zu ihm. Ein Schrei — eine Ohrfeige! Darauf ein zweiter Schrei, lauter und kräftiger, so, wie ihn nur Knaben ausstoßen können. Ich achte aber nicht darauf. Glücklich laufe ich mit meinem gefundenen Zopf ins Schlafzimmer zurück. Schnell stecke ich ihn fest, denn schon höre ich die Schritte meines Mannes.

„Bist du fertig?" fragte er eintretend.

„Sofort. Du könntest mir mal mein Kleid hinten zuhaken."

Er stöhnt, dann beteuert er mir nachdrücklichst: „Wenn ich wieder mal heirate, mache ich es zur ersten Bedingung, daß sich meine Frau allein anzieht!"

„Nun, einstweilen bist du ja noch mit mir verheiratet."

„Wenn du wenigstens stillhalten wolltest," lenkt er ab. „Natürlich, nun ist ein Haken abgesprungen. Min . . . na! Min . . . na . . . a!"

Wir rufen beide um die Wette.

Der Küchengeist kommt, noch mit geröteten Augenlidern, die Hände an der Schürze abtrocknend. „Was soll ich denn?"

„Stecken Sie mal meiner Frau die Taille zu. So — hier!" Und eiligst entfernt sich mein Mann.

„Minna, nicht stechen!" barme ich. „Minna, au! So hören Sie doch!" Ich stampfe mit dem Fuß, und Minna sticht mich erst recht.

„Das Auto ist da!" Damit stürzen die Kinder ins Zimmer. Klein-Lieschen mit dem Butterbrot voran, sie stolpert und das Butterbrot klebt mir malerisch am Kleid.

„Ich geh' nicht ins Theater!" erkläre ich. „Der

Digitized by Google

Fettfleck ... da ... gerade vorn. Ich gehe nicht!" Meine Verzweiflung ist wirklich echt. Mein Mann kniet vor mir — das hatte er seit der Verlobungszeit nicht mehr getan — und reibt und wischt, daß ihm die hellen Tropfen auf der Stirne perlen. Minna schüttet einen wahren Strom von Benzin über mich. Ich dufte nicht, rieche nicht, sondern stinke! „Furchtbar! Ich gehe nicht," versichere ich wieder.

„Ah bah!" versetzt mein Mann gelassen. „Bis wir dort sind, ist der ... Duft verflogen. Schnell in den Mantel. So, da das Tuch für den Kopf. Eil dich! Das Auto wartet. Bist du fertig? Komm. So, hier, der Fächer!"

„Die Kinder sofort ins Bett!" vermahne ich Minna. „Gute Nacht, Kinder!"

„Gute Nacht, Mameli. Bring uns was mit!"

Mein Mann stürmt immer fünf Stufen voran, ich hinter ihm drein. Da geht es ratsch, ratsch, ratsch! Die Spitze des Unterrockes ist abgerissen.

„Schadet nichts," sagt mein Mann, als wir unten angekommen sind. „Steig nur ein. So. Also Chauffeur, Hoftheater, aber trapp! In fünf Minuten müssen wir dort sein."

Das Auto saust los. Straßenlaternen, Menschen, Häuser, alles tanzt an uns vorüber. Ich war noch nicht zur Besinnung gekommen, als der Wagen hielt.

In der Kleiderabgabe herrschte das übliche Stoßen und Drängen. Sämtliche Spiegel waren belagert. „Sehe ich gut aus?" fragte ich wohl ein dutzendmal meinen Mann.

„Ja, ja, reizend wie immer," versicherte er und schaute ganz wo anders hin.

„Meine Handschuhe!" stieß ich hervor. „Meine

Digitized by Google

weißen Glacéhandschuhe, wo sind sie nur? Ich habe sie in der Hand gehabt, ganz gewiß; ich habe sie nicht zu Hause liegen lassen."

„Du wirst sie halt im Auto vergessen haben," entgegnete mein Mann. „Schadet nichts. Kaufe dir andere. Komm!"

„Ich gehe ohne Handschuh nicht ins Theater."

„Mach doch keine Geschichten. Niemand sieht dir auf die Hände." Das zweite Klingelzeichen wirkt geradezu herzbeklemmend.

„Hast du die Karten?" fragte ich.

„Die Karten? Natürlich!" Er griff in die Tasche rechts, griff in die Tasche links, in die Westentaschen, in die Rocktaschen, die Karten fehlten.

„Du wirst sie zu Hause auf den Schreibtisch gelegt haben, wie das so deine Gewohnheit ist," sagte ich beruhigend.

Es leerte sich um uns. Der Diener wollte die Türen schließen. Aber ein reichliches Trinkgeld und unsere ehrlichen Gesichter verschafften uns Eingang.

Alle saßen schon, und der Zuschauerraum war bereits verdunkelt.

Unsere Plätze waren ausgerechnet in der Mitte der Reihe, über soundsoviel Füße und an Knien vorbei suchten wir unsere Stühle.

Mein Mann hat immer meine Biegsamkeit bewundert, und so gelang es mir auch, den Eiertanz auszuführen. Endlich vermutete ich festen Boden unter mir und trat herzhaft auf. Da quietschte jemand Ach und Weh.

Ich setzte meine allerliebenswürdigste Miene auf, mein Mann aber, der sich hinter mir durchdrückte — er ist nämlich bei meiner vorzüglichen Küche etwas in die Breite gegangen — glaubte, ich selbst sei von jemand

Digitized by Google

gestoßen worden und habe aus Schmerz aufgeschrieen. Er wandte sich deshalb lächelnd seitwärts und versetzte verbindlich: „Bitte, bitte, das hat nichts zu sagen."

So kamen wir endlich auf unseren Plätzen an.

Der Vorhang ging hoch, und die Taronski betrat die Bühne.

„Das Opernglas!" flüsterte mein Mann.

„Sofort," erwiderte ich leise und durchstöberte eiligst den seidenen Beutel. Ich mußte aber erst allerhand Kleinigkeiten auspacken, das Schminkdöschen, das Taschentuch, die Bonbontüte und etliche Schlüssel.

„Schnell doch, eile dich!" trieb er mich an.

Ich warf ihm einen langen, tadelnden Blick zu, den er aber in der Dunkelheit leider nicht bemerkte. Jetzt zog ich das Opernglas heraus. Er ergriff es so ungeschickt, daß es krachend zu Boden fiel.

„Bst—st — — Ruhe!"

Der Herr vor mir, mit großer Glatze, drehte sich um, zog die Augenbrauen hoch und blickte mich wütend an.

Als er sich wieder umgewendet hatte, war es mir immer, als ob seine lange Glatze noch ein strafendes Gesicht machte. Ein höchst unangenehmer Anblick! Nach einer Weile hörte ich, wie seine Nachbarin, eine Dame in sehr reifen Jahren, sagte: „Ich weiß nicht, was das plötzlich für ein abscheulicher Autogestank ist. Riechst du das Benzin nicht, Eduard?"

Sie nahm ihr Stielglas und beäugte meinen Mann. Sie schien ihn für einen Chauffeur zu halten. Zum Glück machte er das harmloseste Gesicht, das ihm möglich war.

Aber ohne Opernglas konnte mein Mann gar nichts Rechtes von der Sängerin sehen, was mir ja, nebenbei bemerkt, ganz angenehm war. Darum flüsterte ich ihm

Digitized by Google

zu: „Bei einer Sängerin ist die Stimme die Hauptsache, sonst kann sie häßlich sein wie eine Eule."

Die Aktpause kam; Licht flammte auf. Ich war eben dabei, mich ein bissel heimisch zu fühlen, als mir ein Herr von hinten leise auf die Schulter klopfte. Empört über diese Dreistigkeit, drehte sich mein Mann blitzschnell um.

„Entschuldigen, Gnädige," sagte der Herr, „ich glaube, Sie haben Ihren falschen Zopf verloren." Dabei hielt er mir freundlich die lange, volle Flechte entgegen.

Ein Griff — und ich verbarg verschämt die in doppeltem Sinn falsche Haarschlange in meinem Beutel.

Mein Mann sprach kein Wort. Dafür schleuderte er mir aber einen so eisigen Blick zu, daß mich bis ins Herz fror, trotzdem ich es kurz vorher schrecklich heiß gefunden hatte. Von der Vorstellung habe ich von da an keine Ahnung mehr.

Als wir auf dem Heimweg waren, hielt ich es für geraten, meinem Mann zuvorzukommen und ihm Vorwürfe zu machen, daß er so spät die Karten gekauft habe.

„Hättest du," schmollte ich, „es mir einen Tag vorher gesagt, dann wäre die Türscheibe nicht zerbrochen — ich hätte mich in Ruhe anziehen können, ich hätte mir nicht die Spitzen am Unterrock zerrissen — ich hätte meine Handschuhe noch —"

Hämisch lachend unterbrach er mich: „Gewiß! Und dein prachtvoller echter Zopf hätte sich nicht als falscher entpuppt."

Digitized by Google

Der Weltkrieg

Dreizehntes Kapitel

Mit 10 Bildern

An der Westfront entbrannte nach längerer Pause ein Kampf großen Stils in den Argonnen. Der nördlich und östlich der Biesme gelegene Teil der Argonnen stellt sich als ein langgestreckter, von Nordwesten nach Südosten verlaufender Gebirgsrücken dar, der in schroffen, vielfach zerklüfteten Schluchten zu den Tälern der Aire und Biesme abfällt. Der Verlauf der Römerstraße bezeichnet etwa die Kammlinie. Den am höchsten gelegenen Punkt des Kamms erreicht die Römerstraße auf der Höhe 285, deren nach Nordosten (Höhe 263) und nach Westen (La Fille morte) sich hinziehende Ausläufer wie ein natürlicher Wall diesen Teil der Argonnen in eine nördliche und südliche Hälfte scheiden. Die Höhe 285, die nur spärlich bewaldet ist und kein Unterholz trägt, bildet einen Aussichtspunkt, von dem aus man einen weiten Überblick über die Argonnen, die Höhen nördlich von Varennes und das Hügelland der östlichen Champagne hat.

Die französischen Stellungen nordöstlich, nördlich und nordwestlich von der Höhe 285 lagen durchschnittlich 40 bis 50 Schritte, an manchen Stellen auch nur 20 Schritte von den deutschen Stellungen entfernt. Da auf dieser ganzen Front das Gelände im allgemeinen von Süden nach Norden abfällt, von der Höhe 285 nach Nordosten in das Ossontal, von La Fille morte in den Meurissongrund, weiter westlich in ein Seitental der Vallée des Courtes Chausses, hatten die Franzosen den Vorteil der besseren Beobachtung und infolgedessen des freieren Schußfeldes gegen die deutschen Stellungen und rückwärtigen Verbindungswege. In den Tälern

Digitized by Google

des Osson, der Cheppe, des Meurisson, der Vallée des Courtes Chausses und auf den in diese Schluchten abfallenden Berghängen ist der kurzstämmige Waldbestand mit außerordentlich dichtem Unterholz und Dornengestrüpp durchwachsen. Auf den Höhen wird der Wald lichter, der Boden ist von Farnkräutern und hohem Gras bedeckt.

Die französischen Stellungen auf diesen Höhen bestanden aus mehreren hintereinander liegenden, 2 bis 3 Meter tief in den Boden eingeschnittenen Schützengräben, die durch ein vielfach verzweigtes Netz von Verbindungsgräben untereinander und mit den auf den Höhen 285 und La Fille morte gelegenen Reservestellungen verbunden waren. Die Gräben der Kampfstellung waren durch Abstemmen mit starkem Balkenwerk, durch Drahtmaschenwände, Mauern, Zement und Faschinen befestigt, an vielen Stellen mit 1 bis 2 Meter hohen Eindeckungen versehen und alle fünf bis sechs Schritte durch starke Schulterwehren unterbrochen. Dutzende von Blockhäusern mit mehreren neben- und übereinander angebrachten Maschinengewehrständen dienten in den vorderen und rückwärtigen Stellungen, sowie im Zwischengelände als Stützpunkte. Zur Unterkunft für die Besatzungen der vorderen Gräben und die Reserven waren geräumige Höhlen tief in den Boden gebohrt. Vor der vordersten Feuerstellung, zwischen den Gräben der rückwärtigen Linien und ganz besonders in dem undurchdringlich dichten Unterholz der mannigfach verzweigten Schluchten und Seitentäler befanden sich breite Drahthindernisse, teils aus gespannten Stacheldrähten, teils aus spanischen Reitern und Drahtwalzen zusammengesetzt.

Von dem ganzen Labyrinth dieser kunstvoll an-

Digitized by Google

gelegten Befestigungen war aus den deutschen Stellungen weiter nichts zu sehen als ein hellgelber, schmaler

Phot. Photothek, Berlin.

Offizierspatrouille im Beobachtungsstand.

Streifen aufgeworfenen Lehmbodens, hie und da einzelne Balken eines Blockhauses oder ein Stückchen

Digitized by Google

blanker Stacheldraht. Weit dahinter ſtanden im ganzen Walde verteilt die franzöſiſchen ſchweren und leichten Batterien, etwas näher heran die Minenwerfer, Bronzemörſer und Revolverkanonen.

Als Zeitpunkt für den Angriff auf dieſe Stellungen wurde der 13. Juli beſtimmt. Kurz nach Tagesanbruch ſollte das Artillerie- und Minenfeuer beginnen, auf 8 Uhr vormittags war der Angriff auf einen vorgeſchobenen Teil der franzöſiſchen Befeſtigungen und auf 11 Uhr 30 Minuten vormittags der Sturm auf der ganzen Front feſtgeſetzt.

Über den Verlauf des Angriffs möge die nachfolgende anſchauliche Schilderung berichten.

Der 13. Juli bricht an. Am vorhergehenden Abend und während der Nacht ſind in den deutſchen Gräben die letzten Vorbereitungen getroffen worden. Jeder einzelne weiß genau Beſcheid, welche Aufgabe ihm zufällt. Bei dem Gedanken an den bevorſtehenden Sturm klopft das Herz ſchneller, voll kampfesfreudiger Erregung und Spannung. Was werden die nächſten zwölf Stunden bringen? Vielleicht manchem lieben Kameraden den Tod, aber ſicher allen den Sieg. Es kann ja gar nicht anders ſein; wo deutſche Fäuſte dreingeſchlagen haben, hat der Feind noch immer das Feld räumen müſſen, wenn er ſich auch noch ſo tapfer wehrte, und wenn auch noch ſo viel Blut fließen mußte. Wer als Freiwilliger vorne bei der erſten Sturmkolonne dabei ſein wolle, hatte der Herr Hauptmann geſtern abend gefragt. Da hatten ſich alle gemeldet. So viele konnte der Hauptmann gar nicht gebrauchen, es mußte gelost werden.

Jetzt fängt es an zu dämmern. Es wird ein kühler und trüber Morgen. Noch iſt es nicht recht hell, da

Digitized by Google

kommt schlürfend und heulend von weit hinten aus einer deutschen Batteriestellung die erste schwere Granate

Phot. M. Gerlach, Berlin.

Arbeit im Schützengraben.

angesaust, schlägt mitten in die feindliche Stellung ein, berstet mit einem donnernden Krach und überschüttet weit und breit alles mit einem Hagel von Sprengstücken, Lehmklumpen und Steinen. Jetzt geht's los.

Digitized by Google

In den nächsten Minuten meint man, die ganze Hölle täte sich auf, von allen Seiten saust und braust und pfeift und heult es heran und schleudert Tod und Vernichtung in die feindlichen Stellungen, die bald in einen gelbgrauen Nebel von Staub und Qualm gehüllt sind. Neugierig strecken einige Feldgraue die Köpfe über die Brustwehr und überzeugen sich von der guten Wirkung des Artilleriefeuers. Dieses Zuschauervergnügen dauert aber nur kurz, denn bald eröffnen auch die französischen Batterien und Minenwerfer ihr Feuer, das sich von Stunde zu Stunde bis zur rasendsten Heftigkeit steigert.

Um 8 Uhr vormittags brechen am linken Flügel, etwa in der Mitte zwischen dem Punkt 263 und 285 die 5. schlesischen Jäger und ein Metzer Infanteriebataillon zum Sturm gegen den vorgeschobenen französischen Stützpunkt los. In sieben Minuten sind die ersten drei Gräben überlaufen, und der Feind wird an dieser Stelle von beiden Seiten eingeschlossen, so daß er von hier aus den späteren Hauptsturm nicht mehr flankieren kann.

Währenddessen erreicht auf der ganzen Front die Heftigkeit des Artillerie- und Minenfeuers ihren Höhepunkt. Viele Gräben werden im Laufe des Vormittags auf feindlicher, wie auch auf deutscher Seite einfach eingeebnet. An einer Stelle schlägt eine Mine in ein französisches Handgranatenlager, das mit fürchterlichem Krach in die Luft fliegt. Hinter der Front fand man am nächsten Tage in einem einzigen, durch eine schwere Mörsergranate durchschlagenen Unterstand 105 tote Franzosen. Ohne auf das vernichtende Feuer zu achten, sitzen die Beobachter der deutschen Artillerie an ihrem Platz und machen die nötigen Meldungen über die Wirkung des Feuers.

Digitized by Google

Kurz vor dem Sturm schleichen sich zwei Pioniere in einer Sappe bis dicht an die französische Stellung

Phot. Benedikt Toppler im Feld.

Ein Feldprediger im Schützengraben.

heran und bringen hier unter einem Hagel von Handgranaten und Minen in aller Ruhe eine doppelte Sprengladung an. Punkt 11 Uhr 30 Minuten vormittags wird

Digitized by Google

die Zündung in Tätigkeit gesetzt: Eine gewaltige Explosion — und im nächsten Augenblick stürmen schon die ersten Musketiere und Pioniere durch die Sprengtrichter hindurch auf den französischen Graben zu. Im Handumdrehen sind die noch unbeschädigten Teile des Drahthindernisses auseinandergerissen und zerschnitten, rechts und links sausen die Handgranaten den Franzosen an die Köpfe, und schon stürzt sich mit tollkühnem Sprung ein Pionier Blum in den feindlichen Graben. Es vergehen kaum einige Minuten, da hat die erste Sturmwelle schon den vordersten Graben überrannt und stürmt weiter gegen die zweite und dritte Linie.

Zur gleichen Sekunde ist auf der ganzen Front, von der Bolante bis jenseits der Römerstraße, der Sturm losgebrochen. An vielen Stellen werden die Angreifer in dem Augenblick, in dem sie aus dem Graben vorbrechen, von einem rasenden Infanterie- und Maschinengewehrfeuer empfangen. Alles kommt nun darauf an, so schnell wie möglich die Hindernisse zu überwinden. An einer besonders gefährlichen Stelle springt ein junger Offizier seinen Jägern weit voran mit einem einzigen Satz über das vier Schritte breite Drahthindernis. Die anderen folgen ihm. Vor ihnen liegt ein Blockhaus, aus dem zwei Maschinengewehre Tod und Verderben speien. Die Jäger stürzen sich darauf, schleudern ihre Handgranaten durch die Schießscharten und den rückwärtigen Eingang in das Innere und machen so die Bedienungsmannschaft der Maschinengewehre unschädlich. Drei, vier, fünf Gräben werden überlaufen, dann geht's hinunter ins Meurissontal. Hier steht an einer gedeckten Stelle ein Minenwerfer, den bis zum letzten Augenblick ein französischer Artilleriehauptmann bedient.

Immer weiter stürmen die wackeren Jäger. In der

Digitized by Google

General v. Gallwitz.

Digitized by Google

Hitze und Begeisterung des Kampfes merken viele gar nicht, daß sie die Höhe 285, das ersehnte Ziel, überhaupt schon erreicht haben, und dringen darüber hinaus bis in die Vallée des Courtes Chausses vor. Inzwischen haben oben auf der Höhe die Offiziere in richtiger Erkenntnis der Lage einen großen Teil ihrer Kompanien angehalten und beginnen sofort mit dem Festlegen und notdürftigen Herrichten einer neuen Stellung. Nur ein kleiner Trupp allzu Verwegener stürmt bis mitten in die französischen Batterien und Lager. Die Jäger versuchen, voll Siegesbegeisterung über ihre wertvolle Beute, die eroberten Geschütze — es sind vier leichte und ein schweres — zurückzuschaffen: unmöglich, es geht nicht, die Kanonen sind zu fest eingebaut und zu schwer. So müssen sie sich damit begnügen, mit Äxten, Spaten, Beilpicken und anderem Gerät die Richtvorrichtungen, Verschlüsse und Untergestelle der Geschütze kurz und klein zu schlagen, um wenigstens die preisgegebene Beute in zerstörtem, unbrauchbaren Zustande dem Feinde zu überlassen. Im letzten Augenblick stopfen noch schnell zwei Jäger von vorn in die Rohre zweier Geschütze je eine Handgranate und zerstören durch deren Explosion die Laderäume und andere Teile. Dann geht's eiligst zurück zum Bataillon, denn jede Minute längeren Zögerns hätte die Tollkühnen den heranrückenden französischen Reserven in die Hände geliefert. An einer anderen Stelle hatten die Jäger einen starken Motor, der zum Betriebe der in die Minenstollen führenden Preßluftleitungen diente, gründlich zerschlagen und zerstört.

Dies alles hatte sich in kaum mehr als zwei Stunden abgespielt. In der gleichen Zeit war auch auf allen anderen Teilen der Kampffront ein voller, glänzender Erfolg errungen worden.

Digitized by Google

Gegen die Höhe 285 unternahmen die Franzosen am Nachmittag mehrere Gegenangriffe, die aber von

Phot. Hofphotograph G. Berger, Potsdam.

Schwierige Beförderung der Bagage.

den 144ern und Jägern abgewiesen wurden. Der Feind setzte das ununterbrochene schwere Artilleriefeuer unter Aufwand gewaltiger Munitionsmengen und zeitweise unter Verwendung von Granaten mit erstickender Gas-

Digitized by Google

wirkung bis zum späten Abend fort. Als dann endlich bei Eintritt der Dunkelheit alle Gegenangriffe zerschellt sind, flaut der Kampf langsam ab. Nach all den unerhörten Anstrengungen und Aufregungen des Kampftages herrscht bei den deutschen Truppen jubelnde, begeisterte, stolze Siegesfreude. Bis zum Äußersten und Letzten hatte jeder sein Bestes hergegeben.

* * *

Bei der Einleitung des großen Kesseltreibens von der Pilica bis zum baltischen Ostseestrand erhielt zunächst General v. Gallwitz den Auftrag, mit den Truppen, die unter seiner Leitung seit Monaten die Grenze Westpreußens geschützt hatten, die russischen Stellungen zu durchbrechen.

Die Aufgabe mußte als außerordentlich schwer erscheinen, hatten die Russen doch die Zeit der Ruhe ausgenützt, um ein Netz von günstig gelegenen und sehr stark befestigten Stellungen zwischen ihrer vordersten Linie und den Narewfestungen auszubreiten. Wer jetzt diese teils erstürmten, teils einfach verlassenen Befestigungswerke durchschreitet, der staunt immer von neuem über das Maß der aufgewandten Arbeit. Meilenweit ziehen sich — in einer Tiefe von nur 15 bis 20 Kilometern — drei, vier, ja fünf Gruppen von Schützengräben hintereinander hin, Schützengräben von einer Tiefe und Stärke, wie sie erst der hartnäckige Stellungskrieg geschaffen hat. Hunderttausende dicker Baumstämme sind hineingearbeitet, Millionen von Sandsäcken liegen auf den Brustwehren und türmen sich zu breiten Seitenwehren. Stellenweise sind bombensichere Unterstände und Pferdeställe tief in die Erde eingebaut. Überall stehen dichte Drahthindernisse vor der Front, oft ver-

Digitized by Google

Phot. Kilophot, Wien.

Österreichisch-ungarische Ulanen an der Weichsel.

Digitized by Google

senkt und in zwei bis drei Reihen hintereinander. Vorspringende Bastionen, bequeme und sichere Beobachtungsstände leiten zum Festungsbau über. Das Gelände ist stark hüglig, hier und da bergig mit weit überragenden Höhen und steilen Abhängen. Von den zahlreichen Wäldern haben die Russen einen erheblichen Teil niedergelegt, um freiere Übersicht und weiteres Schußfeld zu erhalten. Eine solche Front in ganzer Breite frontal anzugreifen, ist unmöglich. Eine Umfassung des Gegners aber war ausgeschlossen, da sich die deutschen und die russischen Linien ununterbrochen nahe gegenüberlagen.

General v. Gallwitz entschloß sich zum Durchbruch an zwei Stellen, die so nahe aneinanderlagen, daß die hier gelingenden Vorstöße ihre Wirkung sofort auf das Mittelstück und weiter auch nach rechts und links ausüben mußten. Als Angriffspunkte wählte er die vorspringenden Winkel der russischen vordersten Stellung nordwestlich und nordöstlich von Przasnysz. Diese vielumstrittene Stadt, deren Umgebung Mengen russischen und deutschen Blutes getrunken hat, und die selbst dabei zum Trümmerhaufen geworden ist, hatten die Russen durch einen Gürtel von starken Feldwerken zu einer Festung ausgebaut. Sie sollte diesmal gar nicht angegriffen werden, sondern als Siegespreis den zur Rechten und zur Linken stürmenden Truppen in den Schoß fallen.

Dieser Plan ist in vollem Umfang geglückt. Wie die Schneiden einer gewaltigen Kneifzange durchbrachen die tapferen deutschen Truppen die feindliche Linie zu beiden Seiten von Przasnysz und schlossen sich unaufhaltsam jenseits der Stadt zusammen. Die russische Besatzung mußte schleunigst die Festung kampflos ver-

Digitized by Google

lassen, um nicht mit abgekniffen zu werden. Ein solcher Erfolg wäre aber unerreichbar gewesen ohne sorgfältigste Vorbereitung des Angriffs. General v. Gallwitz zog starke Infanteriekräfte gegenüber den Durchbruchstellen, zumal der rechten, zusammen und vereinigte dort gewaltige Artilleriemassen, deren Munitionsversorgung auf den schlechten Wegen bedeutende Schwierigkeiten bereitete. Alles das war dem Feinde geheimzuhalten, und in der Tat haben die Russen, obwohl die deutschen Schützen sich allmählich vorschoben und die Batterien mit dem Einschießen begannen, an keinen ernsthaften Angriff geglaubt. Ein Stück hinter Przasnysz fand man eine fertige Feldbahn, auf der am nächsten Tage der Personenverkehr beginnen sollte.

Erst der Morgen weckte die Russen unsanft aus ihrem Sicherheitsgefühle. Die Sonne war kaum aufgegangen, als aus Hunderten von Feuerschlünden die Geschosse leichten, schweren und schwersten Kalibers auf die russischen Stellungen herniedersausten. Es war eine Kanonade, die schon auf die deutschen Truppen einen tiefen Eindruck machte, die russischen aber völlig um die Besinnung brachte. Trotz des unklaren regnerischen Wetters schoß die deutsche Artillerie ausgezeichnet. Hageldicht schlugen die Geschosse kurz vor und hinter den russischen Linien ein, oft genug auch unmittelbar in die Deckungen. Wurde dadurch auch nur ein kleiner Teil der Feinde getötet, so war die persönliche Wirkung um so gewaltiger. Gefangene haben erzählt, daß in diesem Höllenfeuer jeder Zusammenhalt in der Truppe aufhörte. Hieraus, wie aus der überraschenden Wirkung des ganzen Angriffs ist es zu erklären, daß die Infanterie bei der Erstürmung der ersten russischen Stellung

Digitized by Google

wenig Aufenthalt und verhältnismäßig wenig Verluste hatte.

Auf 8 Uhr morgens war für einen großen Teil der Truppen der Angriff festgesetzt, für einen anderen etwas später, und schon eine Viertelstunde danach, stellenweise sogar vor der anberaumten Zeit war der Erfolg gesichert. Die deutsche Infanterie ließ sich in ihrem frischen Vorwärtsdrang um so weniger aufhalten, als sie die gewaltige Wirkung des Artilleriefeuers erkannte und Scharen von waffenlosen Russen herankommen sah, die nur noch in der Gefangenschaft Rettung vor den Granaten suchten. In dem stark befestigten und von beherrschenden Höhen umgebenen Dorf Grudusk sah es furchtbar aus. Die letzten noch unzerstörten Häuser brannten, die mächtige Kirche war eine Ruine, und ringsherum reihte sich Granatloch an Granatloch. Ebenso sah es an den anderen Orten der beiden Einbruchsstellen aus. Das gefürchtete Kastenwäldchen nördlich von Przasnysz war zu einem Haufen zersplitterter Maste zusammengeschossen, die starken Höhenstellungen nordwestlich von Przasnysz waren vollständig zerstört.

Im Lauf des Vormittags brach die Sonne durch und beschien die siegesfroh vorwärtseilenden deutschen Truppen. Sie zogen über die drohenden Höhen hinweg, die vor ihnen lagen und ließen dem Feinde kaum irgendwo Zeit, sich in der starken zweiten Verteidigungslinie festzusetzen. So fielen manche sorgfältig vorbereiteten hervorragenden Stellungen fast ohne Kampf. Am selben Tage noch kamen die unermüdlichen Kämpfer bis zur nächsten Linie, ja stürmten sie zum Teil schon in der Nacht. Hier ist die Eroberung der Schlüsselstellung von Gorne, die nach den früheren Erfahrungen

Digitized by Google

als uneinnehmbar galt, besonders zu nennen. Mehr als man hoffen durfte, hatten mit einem Schlage die Treffsicherheit der Artillerie und der Ungestüm der Infanterie erreicht: Binnen vierundzwanzig Stunden war Przasnysz von beiden Seiten flankiert und nicht mehr zu halten.

Am nächsten Tag ging fast ununterbrochen ein feiner Regen nieder. Nach dem Durchzug durch das ausgebrannte, völlig menschenleere Przasnysz vereinigten sich die Angreifer südlich davon zu einer Ramme, die nun die neue feindliche Stellung, die letzte geschlossene vor der Narewlinie, mitten entzweibrach. Die Russen hatten alle Zwischenlinien aufgegeben und schleunigst die seit Monaten vorbereitete, außerordentlich starke Verteidigungsstellung Wysogrod—Ciechanow—Zielong—Szczuki—Krasnosielc besetzt, die wieder aus mehreren Reihen hintereinander bestand. Die deutschen Truppen mochten zunächst im Zweifel sein, ob sie hier noch stärkeren Widerstand zu erwarten hätten.

Der folgende Tag gab eine ernste Antwort. Als nach kräftiger Artillerievorbereitung die Schützenlinien vorzugehen begannen, empfing sie überall ein heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Der Feind setzte offenbar alles daran, das letzte Bollwerk bis zum äußersten zu verteidigen. So ging es an den meisten Stellen nur langsam vorwärts, und öfters mußte die für das Wirkungsschießen der Artillerie angesetzte Zeit verlängert werden. Trotz des hellen, sonnigen Wetters, das eine gute Beobachtung zuließ, war der Erfolg nicht mehr so durchschlagend wie am ersten Tage. Gerade in der Mitte der Hauptdurchbruchsfront aber lagen Truppen, deren Draufgängerlust ganz besonders ausgebildet war.

Digitized by Google

Die eine Division hatte als Angriffsziel die Höhen südlich und südöstlich von Zielona, und war schon am Vormittage stellenweise bis auf 300 Meter an den Feind herangekommen. Die Garderegimenter auf dem rechten Flügel, die sehr bedeutende Anstrengungen hinter sich hatten, sollten eigentlich das Vorgehen der Nachbarn abwarten — da meldeten sie um halb 2 Uhr: Sie hielten die feindliche Stellung für sturmreif und würden in einer halben Stunde angreifen. Als dies die Truppen des linken Flügels hörten, wollten sie nicht zurückstehen, und so trat die Division Punkt 2 Uhr zum Sturm an.

Es war ein gewagtes Unternehmen, diesen Stoß ohne die heranbeorderten Verstärkungen zu unternehmen. Sein Gelingen ist dem hervorragenden Zusammenwirken von Infanterie und schwerer Artillerie zu verdanken. Im vollen Vertrauen auf die Treffsicherheit der „schwarzen" Brüder sprangen die Schützen durch das hohe Kornfeld vor, sobald eine Lage Granaten vor ihnen eingeschlagen war. Durch verabredete Zeichen gaben sie ihre neue Linie zu erkennen. Dann legte die Artillerie ihre Geschoßgarbe 100 Meter weiter vorwärts und unter ihrem Schirm stürzten jene in die frischen Granatlöcher. So ging es ununterbrochen vorwärts. Weder das russische Schnellfeuer, noch das doppelte Drahthindernis vermochte den Sturm aufzuhalten. Als das deutsche Hurra rollte, liefen die Russen in hellen Haufen davon. Um $2^1/_2$ Uhr erhielt der Divisionsstab vom linken Flügel die Fernsprechmeldung: Die feindliche Stellung ist genommen. Kaum war der Apparat frei, so traf vom rechten Flügel dieselbe Nachricht ein. Wenig später — und ebenfalls aus eigenem Antriebe heraus — stürmte die Nachbardivision, die aus jungen, erst während des Krieges

Digitized by Google

eingestellten Mannschaften zusammengesetzt war, in glänzendem Anlauf die Bastion bei Klonowo.

Die Wirkung dieses ersten Durchbruchs durch die russische Hauptstellung pflanzte sich im Laufe des Nachmittags und der Nacht über die ganze Front hin fort. Neue Kräfte wurden in die Bresche geworfen und halfen sie erweitern. Zwar leistete der Feind an vielen Stellen noch hartnäckigen Widerstand, aber den Ansturm von vorn und den Druck auf die Flanke konnte er schließlich nirgends aushalten. Ein nicht ungeschickter Versuch, die zuerst durchgebrochenen deutschen Truppen durch Besetzung einer Seitenstellung zu bannen, wurde von diesen durch einen neuen, scharfen Anlauf vereitelt. Noch weniger konnte der Todesritt einer russischen Kavalleriebrigade, die südöstlich der bereits gefallenen starken Opinoguraſtellung die Infanterie attackierte, irgendeinen Erfolg versprechen; Kosaken und Husaren wurden im Nu niedergemacht.

Auch einzelne rückwärtige Zwischenstellungen des Feindes fielen bald unter den Stößen der siegesfroh vorwärtseilenden Truppen, die erst vor der befestigten Narewlinie haltmachten. Überraschend schnell und vollkommen war erreicht worden, was man von dem Durchbruch nur irgend erwarten konnte. In einer Breite von etwa 120 Kilometern waren die deutschen Truppen um 40 bis 50 Kilometer weiter in Feindesland eingedrungen, hatten ein reiches und schönes Stück russischen Bodens besetzt und Zehntausende von Gefangenen, sowie viel Kriegsmaterial erbeutet.

Der weitere Angriff richtete sich gegen die Narewfestungen Rozan und Pultusk. Bei der ersten Annäherung an Rozan nahmen in einem überaus tapferen Anlauf süddeutsche Truppen die Höhe 132 an der

Digitized by Google

Reichsstraße Rozan—Pultusk. Die russische Stellung wurde sofort ausgebaut. Sie war etwa 3 Kilometer von Rozan entfernt und durch das Scherenfernrohr konnte man deutlich die roten Dächer und Giebel von Rozan erkennen, ebenso die hohen Erdwerke von Fort 234, hinter denen die Ziegeldächer von Kasernenbauten hervorleuchteten. Die hübsche alte Kirche, auf deren Turm die russische Artilleriebeobachtung war, wurde mit vierzig Schuß zertrümmert.

Von norddeutschen Truppen wurde Höhe 105 genommen, und am folgenden Tag wurde Höhe 118 innerhalb zehn Minuten erstürmt, so daß der Kranz von festen Vorstellungen vor Rozan in deutscher Hand war. Gleichzeitig begann in der Nacht die Beschießung von Pultusk mit ganz schweren Kalibern, und der Narewübergang wurde artilleristisch mit ungeheurer Wucht vorbereitet. Unter dem Dröhnen der allerschwersten Geschütze schien die ganze kleine Stadt Makow zu erzittern, die entsetzten Einwohner flüchteten in die Keller. Die scheinbar nicht erhebliche Artillerie der Festung wurde niedergehalten und die russischen Stellungen südwestlich von Boby mit schwerstem Kaliber zugedeckt, ebenso wie der Brückenkopf von Chmeliewo, der festungsähnlich ausgebaut war und den Übergang über den Narew deckte. Gegen Mittag war das rechte Narewufer hier und an zwei Stellen oberhalb in der Hand der Stürmenden, und die Pioniere begannen unter feindlichem Feuer mit dem Brückenschlag unweit Gejo.

Das russische Infanterie- und Maschinengewehrfeuer am anderen Ufer war von der vorgezogenen Feldartillerie zum Schweigen gebracht worden. Es war ein schönes Bild, das da heraufleuchtete aus dem grünen

Digitized by Google

Waldtal des Narew. Um so furchtbarer wirkten ein paar Kilometer weiter auf der Straße nach Pultusk die genommenen russischen Brückenkopfstellungen. Bei Grudsk und Ostinogera waren ganze Grabenstücke bis oben hin mit Toten und Sterbenden und Schwerverwundeten, die sich in die erhaltenen Teile gerettet hatten, buchstäblich gefüllt.

Unterdessen war am Narew die Pionierbrücke fertig geworden, und die erste Kompanie überschritt den Fluß. Russisches Maschinengewehr- und Infanteriefeuer setzte wieder ein, aber die Artillerie belegte den Waldrand so dicht, daß es bald verstummte. Rozan und Pultusk wurden jetzt von den Russen geräumt. Ein wichtiger Teil der Narewlinie war in deutscher Hand und der Übergang über den Narew erzwungen.

Inzwischen machte auch im Raum zwischen Bug, Narew und Weichsel die Einkreisung der Russen gewaltige Fortschritte. Nach einer längeren Gefechtspause gelang es den verbündeten Deutschen und Österreichern und Ungarn zwischen Bug und Weichsel in einer 25 Kilometer breiten Front von Woyslawice bis dicht östlich der Weichsel die russischen Linien zu durchbrechen. Am nächsten Tag nahm die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand von Lublin Besitz. Ihr linker Flügel überschritt in der Verfolgung der Russen die Bystra. Deutsche Truppen näherten sich der Stadt Cholm, nachdem sie sich bereits in Besitz der Bahnlinie Lublin—Cholm gesetzt hatten. Hier wich der Feind nordöstlich gegen den Bug zurück. Dann stellten die Verbündeten den Feind aufs neue. Deutsche Truppen warfen die Russen westlich der Wieprz über Ruzow gegen Nowo-Alexandria, östlich der Wieprz auf Leszna—Cholm—Dubienka zurück. In der Verfolgung wurde Cholm genommen und durchschritten.

Digitized by Google

Ohne Rast wurde die Verfolgung fortgesetzt. Die österreichisch-ungarischen Truppen erstürmten unmittelbar östlich der Weichsel die Eisenbahnstation Nowo-Alexandria. Ihre zwischen Sokal und Brijlow über den Bug gegangenen Kräfte rückten in Richtung Wladimir—Wolynskij vor. Darauf wurde Lenzna genommen und der Feind wich aus den hartnäckig verteidigten Stellungen nach Norden zurück.

Währenddem drang die Armee des Generals v. Woyrsch unter heftigen Kämpfen durch das Waldgelände vor, und österreichisch-ungarische Truppen schlossen die Festung Iwangorod von der Westseite immer enger ein. Nachdem die Brückenkopfstellung am Ostufer der Weichsel erweitert worden war, setzten sich österreichisch-ungarische Truppen in den Besitz des Westteiles der Festung Iwangorod bis zu den Weichselbrücken und zogen zwei Tage später als Sieger in sie ein.

Nach den Gefechten bei Krasnostaw und Alt-Auz mußten die Russen auch im Westen von Warschau den Rückzug antreten. Zwei Tage nachher stieß die Armee des Prinzen Leopold von Bayern mit solcher Kraft vor, daß die Russen auch die befestigte Blonie-Grojec-Stellung räumten. Gleichzeitig wurden im Süden mehrere wichtige russische Stützpunkte erobert, so daß sich der Kreis um Warschau immer fester schloß. Obgleich nur noch wenige Kilometer von der Stadt entfernt, mußten sich die deutschen Truppen auch noch in den letzten Tagen und Nächten durch die Drahtverhaue und Gräben heranarbeiten, aber dann war das Schicksal Warschaus entschieden, die Russen zogen sich in die auf dem rechten Weichselufer gelegene Vorstadt Praga zurück und württembergische, bayerische, sächsische und

Digitized by Google

Prinz Leopold von Bayern.

Digitized by Google

preußische Truppen rückten jubelnd in die Hauptstadt Polens ein.

Über den Rückzug der Russen und den Einzug der Deutschen meldet die von amtlicher Seite herausgegebene „Deutsche Lodzer Zeitung“:

Gegen 10 Uhr abends hörte man einige kurz nacheinander erfolgende außergewöhnlich starke Explosionen. Die Forts wurden gesprengt. Dichte Rauchwolken stiegen auf und verbreiteten erstickende Gase in den Straßen. Alsbald war der Himmel über Praga hell erleuchtet. Es brannten die Feuerwehrdepots und Militärgebäude auf der Petersburger Straße, sowie die Werkstätten der Weichsel- und der Terespoler Bahn. An Schlaf war um so weniger zu denken, als der Kanonendonner immer deutlicher hörbar war. Um 11 Uhr abends übergab der Oberpolizeimeister die Stadt der Obhut der Bürgermiliz, die teilweise schon um Mitternacht in Tätigkeit trat und zog sich mit seinem letzten Aufgebot von etwa hundert Revieraufsehern und Polizisten nach Praga zurück. Gegen 2 Uhr nachts marschierten große Truppenmassen nach den Brückenübergängen, wo sich die Heeresmassen stauten, da die Übergänge nur schmal sind. Es sammelten sich zahlreiche Einwohner an, die diesem Schauspiel zuschauten. Gegen 5 Uhr begannen die Brückensprengungen, und zwar wurde zuerst die dritte Brücke, dann die Schloßbrücke und endlich auch die Bahnbrücke gesprengt. In Praga stiegen wieder Rauchwolken zum Himmel empor.

Donnerstag gegen 6 Uhr früh erschien ein Automobil, besetzt mit zwei deutschen Offizieren, auf der Chlodnostraße, die nach dem Rathause führt. Kurze Zeit darauf fuhren die Offiziere mit dem Vorsteher der Bürgermiliz zurück, um mit dem in der Vorstadt Wola stehenden

Digitized by Google

Kosakenbande.

Digitized by Google

deutschen Militärkommando über die Übergabe der Stadt zu verhandeln. Gegen $6^1/_2$ Uhr früh zog deutsche Kavallerie, die Lanzen mit Blumen geschmückt, unter dem Gesang der „Wacht am Rhein" in die Stadt ein. Bald darauf fuhr ein Automobil die Jerusalemer Allee entlang, in dem die höheren Offiziere in Begleitung des Milizvorstehers saßen. Sie begaben sich zum Magistrat. Bis Mittag zog deutsche Infanterie, Kavallerie und Artillerie ein. Nachdem die Russen sich nach Praga zurückgezogen hatten fielen russische Granaten und Schrapnelle in die Stadt. Hauptsächlich war die Stellung an der Weichsel dadurch gefährdet. Trotz der Gefahr war die Krakauer Vorstadt sehr belebt. Gegen 11 Uhr stellte sich das Warschauer Bürgerkomitee im Schloß der deutschen Behörde vor. Es wurde ein Stadtpräsident ernannt und die Bürgermiliz bestätigt.

Im Anschluß an den Fall Warschaus erfolgte die Einschließung der Festung Nowo-Georgiewsk, von der mehrere starke Vorwerke im Sturm genommen wurden.

Die Armee v. Scholz drückte im Norden mit unwiderstehlichem Ungestüm auf die Russen, die die Vorstellungen vor der Festung Lomza innehatten. Nach der Erstürmung des jenseitigen Narewufers fluteten die in ihrer Widerstandsfähigkeit vollständig erschöpften gegnerischen Truppen in der Richtung Nowogrod—Mjastkowo—Desebenin zurück. Die entlang des Rußbaches vorbereitete Aufnahmestellung wurde unter der Wucht des deutschen Anpralls gar nicht bezogen, und erst die ebenfalls vorbereitete Stellung Szablak—Montwiza—Slawiec—Lubykurki—Tarnowa—Kleczkow wurde von den Russen besetzt. Achtundvierzig Stunden ohne Unterbrechung donnerten entlang der ganzen Front die

Digitized by Google

Phot. R. Sennecke Berlin.

Abführung gefangener Russen mit ihren Maschinengewehren.

Digitized by Google

schweren Geschütze, unzählige Schüsse, unendliche Mengen Eisen hagelten in den leichten Sandboden der russischen Stellungen nieder.

Furchtbar waren die gegnerischen Verluste, denn auf der ganzen langgestreckten Front war kein Quadratmeter Erde, das nicht von den schweren deutschen Granaten aufgewühlt gewesen wäre. Wie Papierfetzen flogen die Deckungen in die Luft, Lebende und Tote unter sich begrabend. Die weitverzweigten Drahthindernisse vor den russischen Stellungen rissen wie dünner Bindfaden, als sie von den scharfkantigen Sprengschüssen der Granaten berührt wurden. Hier und dort belebte ein Stückchen Kiefernwald die trostlose Sandwüste des feindlichen Kampffeldes, doch auch diese ärmliche Schönheit schonten die Geschütze nicht. Bäume barsten, und Kronen mit all ihren grünen Zweigen flogen, in tausend Stücke gerissen, umher. Nach zwei Tagen waren die Waldungen verschwunden.

Die feindliche Linie war jetzt sturmreif. Die deutsche Infanterie ging zum Angriff vor. Doch der so furchtbar von der Artillerie bekämpfte Gegner hielt mit letzter Kraftanwendung noch immer stand. Beinahe in allen Schützengräben kam es zu mörderischem Handgemenge. Dann aber war alles still. Was von den Russen nicht rechtzeitig floh und sich unter die schützenden Mauern und weittragenden Geschütze der Festung Lomza begab, lag tot oder schwer verwundet in den erstürmten Schützengräben, die die deutschen Truppen sofort bezogen und zum Vortragen des weiteren Angriffes herrichteten.

Die russische Artillerie machte, obzwar sie gering an Zahl war, während dieser Kampftage ziemlich viel zu schaffen. Zwei schwere Geschütze, die sie gegenüber den deutschen Stellungen bei Nowogrod aufgestellt

Digitized by Google

Ansicht von Riga.

Digitized by Google

hatten, feuerten unausgesetzt und geschickt und schossen die ziemlich ausgedehnte Stadt Nowogrod in Trümmer. Ein Panzerautomobil, das von Lomza auf der großen Straße von Ostrolenka gegen Mjastkowo vorstieß, wurde von den deutschen Truppen in die Falle gelockt. Es wurde ziemlich weit vorgelassen, einige wohlgezielte Schüsse in den Kühler des Wagens brachten es zum Stehen, dann wurde es erbeutet. In der Nacht gelang es den Feldgrauen, den ziemlich dichten, von Sumpfstreifen durchquerten Wald nördlich und südlich von Tarnow zu säubern, und trotzdem in der größten Eile noch das 227. russische Infanterieregiment von der 57. Reservedivision zur Verstärkung herbeigeholt wurde, konnte der Feind das Verlorene nicht mehr retten. Sein gewaltsam vorgetragener Angriff wurde äußerst blutig abgewiesen.

Am folgenden Tag fiel der starke Stützpunkt Kleczkow. Der breite Streifen des sich dort erstreckenden Sumpfgeländes wurde überschritten und schon tags darauf erreichten die Truppen, entlang der Bahnlinie vorgehend, die Gegend von Sniadowo. Nun begann der heiße Kampf um die diesseitigen Festungswerke von Lomza. Die schweren deutschen Mörser eröffneten aus ihren gut gedeckten Stellungen das Feuer. Die Zwischenstellung der Russen nördlich Janowo auf der Höhe 131 konnte sich nicht lange halten. Die Schützengräben und Deckungen waren bald von den schweren Granaten vollständig vernichtet, und das Fort 4, das stärkste Werk Lomzas, wurde, nachdem es von der Artillerie stark belegt war, von der Infanterie gestürmt.

Die ganze Gegend, soweit das Auge reichte, leuchtete in grellem Feuerschein. Denn die Russen zündeten alle Dörfer in ihrem Frontbereich, bevor sie abzogen, an,

Digitalisiert von Google

und 28 Dörfer brannten an diesem Abend in der Umgebung Lomzas. Kaum war das Fort 4 erstürmt, so wurde der südliche Berg Sawadi bei der Höhe 151 unter dreiseitiges Feuer genommen, und bald war der russische Widerstand auch dort gebrochen. Der blutige Tag brachte den Besitz der ganzen Festung, und in der Frühe des nächsten Morgens begrüßte die aufgehende Sonne die deutschen Farben auf dem Bollwerk der starken russischen Narewstellung.

Nach der Eroberung von Warschau stieß die Armee des Prinzen Leopold von Bayern bis über Siedlce vor und erreichte die wichtige Querverbindung, die durch die Bahn Ostrow—Lukow—Lublin dargestellt wird. Im Süden hatte die Armee Erzherzog Joseph Ferdinand, nachdem sie die Russen über den Wieprz zurückgeworfen hatte, ihre Marschrichtung ändern müssen, weil die Russen unter dem Drucke der Armee Woyrsch nicht mehr in nördlicher Richtung zurückgingen, sondern nach Nordosten auswichen. Sie nahmen hinter der Bystrzica und Tysmienica von neuem Nachhutstellungen, die durch das seen- und sumpfreiche Gelände außerordentlich begünstigt waren. Trotzdem wurden sie von der Armee Erzherzog Joseph Ferdinand erobert und die Russen aus ihnen vertrieben. Die Armee Erzherzog Joseph Ferdinand erreichte damit die Linie Parzew—Lukow, kam so auf die gleiche Höhe mit der Armee des Prinzen Leopold von Bayern und nahm mit ihr die Front nach Nordosten. Nach Ost gewann mit diesen Heeresgruppen die Armee des Generalfeldmarschalls v. Mackensen Fühlung. Unter zahlreichen Gefechten mit der russischen Nachhut wurde der Bug überschritten und sodann der Vormarsch auf Brest-Litowsk angetreten.

Digitized by Google

In Kurland wandte sich die Armee des Generals v. Below unter Umgehung der Festung Kowno nach Osten, besetzte mit ihrem linken Flügel Mitau und wies die von Riga aus dagegen unternommenen Angriffe erfolgreich ab.

Die Armee des Generals v. Eichhorn marschierte von der Linie Augustow—Njemen auf die große Lagerfestung Kowno und eröffnete auf sie von Westen her die Beschießung mit schwerstem Geschütz. Nachdem die Forts an der Südwestfront erobert worden waren, wurde Kowno selbst trotz hartnäckigsten Widerstandes mit stürmender Hand genommen.

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Die Ärmel aus der Biedermeierzeit. — Es war mein letzter Urlaubstag, morgen ging es über den Brenner heimwärts. Die schönen Meraner Wochen waren nur zu schnell mit Nichtstun und Genießen vergangen, und nun sollte in letzter Stunde noch eine Pflicht erfüllt werden.

Ich mußte ein Mitbringsel für meine Frau aussuchen, die mir beim Abschied mit ganz besonderem Blick und Lächeln gesagt hatte: „Dies ist unsere erste Trennung, Schatz, seitdem wir verheiratet sind. Du mußt mir etwas sehr, sehr Schönes mitbringen, um mich für das Zuhausebleiben zu entschädigen. Wünsche spreche ich nicht aus, ich überlasse es ganz deinem Geschmack. Nur eigenartig muß es sein."

Gerade dieses Zusatzes halber hatte ich den Einkauf bisher stets verschoben. Ein Geschenk mit einer besonderen Note aussuchen, ist keine leichte Aufgabe für einen Ehegatten mit dem männlichen Durchschnittsgeschmack, der von den besseren Hälften meist nur mitleidig belächelt wird. Ich konnte beinahe im Schlaf hersagen, was alles in den Schaufenstern Merans lag, aber für meine Zwecke nicht paßte. Endlich dachte ich an die Vorliebe meiner Frau für alte Stickereien, ich besann mich, daß sie kürzlich ein italienisches Chorhemd in eine vielbewunderte Bluse verwandelte und eine dänische Bauernhaube in einen modernen Handsack, denn Tasche konnte man das kaum mehr nennen. Ich kam also zu der Überzeugung, daß ich mit einer alten Stickerei auf jeden Fall ihren Geschmack treffen müsse. Was sie dann aus dieser Stickerei machen würde, blieb ihrem erfinderischen Kopfe überlassen.

Ordentlich erleichtert atmete ich bei diesem erlösenden Gedanken auf, verschob jedoch in angeborenem Leichtsinn seine Verwirklichung, bis die Zeit drängte und der Geldbeutel schon bedenklich den Boden zeigte. Es gab ja in Altertumssammlungen Stickereien in Fülle: gold- und silbergestickte Stolas, Manipel, Kelchdecken und Meßgewänder. Für mich aber waren das leider so unerschwingliche Schätze, daß ich den Gedanken an sie aufgeben mußte. Mißmutig schlenderte ich nach den Lauben, um bei einem Glas Muskateller meinen Geist auf neue Gedanken

Digitized by Google

und Einfälle zu bringen. Da traf mein Blick in der dunkeln Durchgangsgasse ein schmales Fenster mit dem Plakat: „Antiquitäten. Spezialität alte Stickereien. Kein Laden."

Ein Schicksalswink, der zu einem letzten Versuch einlud. Kurz entschlossen ging ich ins Haus, klopfte und trat in einen winzigen, halbdunklen Raum, der bei meinem Eintritt elektrisch beleuchtet wurde. Ein bildhübsches blondes Mädchen, das in seiner stattlichen Größe fast bis an die Decke reichte, erkundigte sich nach meinen Wünschen. Auf meine vorsichtige Frage nach alten, billigen Stickereien schüttelte sie bedauernd den Kopf.

„Ich bin leider ganz ausverkauft, nur einige teure, große Stücke sind noch da. Wollen der Herr diese sehen?"

„Nein, danke, Fräulein," wehrte ich ab, fuhr aber dann fast beschwörend fort: „Haben Sie wirklich nichts mehr? Vielleicht findet sich doch etwas Brauchbares, wenn Sie nachsehen."

Diese blonde Schöne mit dem neckischen Grübchen im Kinn wirkte auf mich so vertrauenerweckend, daß ich mit ihrer Hilfe doch noch zu finden hoffte, was ich suchte. Und mein Gefühl täuschte mich nicht.

Mit einem leichten Rot in den Wangen, das sie noch reizender machte, sagte sie nach einer Weile: „Vielleicht hätte ich etwas für den Herrn, wenn es Weißstickerei sein dürfte!" Sie kniete nieder, suchte in einem Ballen alter Stoffe und zog endlich zwei Stücke weißes Zeug heraus, die sie vor mir ausbreitete.

Verständnislos sah ich darauf hin. Daß solche Sachen schmutzig und verdrückt sein durften, wußte ich von den Einkäufen meiner Frau her, aber ich fand mich hier mit der Form nicht zurecht.

„Was ist das eigentlich, Fräulein?" fragte ich zögernd und etwas beschämt über meine Unwissenheit.

Sie sah mich lächelnd an und errötete wieder. „Das sind Puffärmel aus der Biedermeierzeit," sagte sie in sanft belehrendem Tone. „Die trug man damals in die kurzen Kleiderärmel geknöpft. Wenn der Herr sich nur die feine Stickerei ansehen will, alles Handarbeit. Es ist nicht leicht, solche Stücke aufzutreiben."

Digitized by Google

Natürlich, nun wußte ich Bescheid. Solche weiße Puffärmel trug meine Urgroßmutter auf dem Bilde, das bei meinen Eltern hing. Um das Handgelenk waren sie eingekraust, und der gestickte lose Besatz deckte die halbe Hand.

„Ob man daraus wohl eine Bluse machen könnte?" fragte ich, mich unwillkürlich auf den Gedankengang meiner Frau einstellend.

Das blonde Mädchen sah mich halb erstaunt und halb bewundernd an. „Was der Herr für einen vorzüglichen Blick hat!" rief sie. „Das muß eine wunderbare Bluse geben." Sie kramte weiter in ihrem Zeugbündel und zog noch einige, meiner Ansicht nach schreckliche Fetzen heraus.

„Ich hätte hier noch einige Stückchen Kirchenspitze, die sich gut dazu verwenden ließen. Eine hochvornehme Bluse könnte es werden." Kokett gerafft hielt sie die schmutzigen Spitzen gegen den schmutzigen Stoff.

Das Wort „hochvornehm" gab den Ausschlag. Meine Frau behauptet ja immer, daß alte Spitzen ein besonderes cachet haben, auf gut Deutsch, etwas schmutzig sein müssen.

„Und was kostet das Zeug?" fragte ich möglichst gleichgültig, um durch sichtbaren Eifer den Preis nicht unnütz in die Höhe zu schrauben.

„Weil der Herr Kenner sind und ich gute Stücke gern in solche Hände gebe, will ich einen ganz billigen Preis machen. Spitze und Ärmel kosten zusammen zwanzig Kronen."

Fast hätte ich vor Vergnügen laut gepfiffen. Das war auf Heller und Pfennig der Preis, den ich anlegen wollte. Aber ich bezwang mich, schüttelte sogar etwas mißbilligend den Kopf, wie meine Ehehälfte es in solchen Fällen zu tun pflegt und erwiderte: „Das ist aber sehr teuer, Fräulein!"

„Wirklich nicht, mein Herr," versicherte die blonde Schöne. „Ich verdiene so gut wie nichts daran. Der Herr als Kenner wird das selbst am besten beurteilen."

In diesem Augenblick fiel mir die zarte Beschaffenheit der Chorhemdbluse meiner Frau ein, und vorsichtig fragte ich weiter: „Ist der Stoff auch noch stark, und hält er eine Wäsche aus?"

Digitized by Google

Das Fräulein lachte. „Die Bluse können noch Ihre Enkelkinder tragen, so stark ist der Stoff."

„Darauf lege ich wenig Wert. Packen Sie also das Zeug ein, Fräulein, ich nehme es." Innerlich frohlockte ich, so billig zu dem Mitbringsel gekommen zu sein.

Im Hotel besichtigte ich meinen Einkauf noch einmal eingehend. Wirklich, ich hatte gut gewählt und konnte zufrieden sein. Wie fein die Handstickerei war! Das mußte Augenlicht gekostet haben.

Im Geiste sah ich eine kleine Stickerin im dunkeln Zitzkleidchen, mit tiefen Scheiteln und hochgesteckten Zopf, eifrig über den Rahmen gebückt, sticheln. Die Arbeit war sicher für ein hochgeborenes Fräulein bestimmt, das in dem neuen Kleide mit den schönen Ärmeln dem Herrn Liebsten besonders gut gefallen wollte. Und ich sah die kleine Stickerin aufseufzen und dann um so eifriger weiter nähen. Plötzlich lächelte sie leise und vergnügt. Ich wußte genau, was sie dachte. Sie wollte ein paar Nächte den Schlaf opfern und sich auch solche Ärmel für das braune Kamelott-Sonntagskleidchen sticken. Wenn dann Nachbars Hans sie sah, dann sollte ihm klar werden, daß Mariechen nicht nur das niedlichste, sondern auch das fleißigste Mädchen der Stadt war, und daß er gut daran tat, sie endlich zu seiner kleinen Frau zu machen. — —

Zu Hause packte ich zu allererst das Mitbringsel aus.

„Rate einmal, Liebling, was darin steckt," sagte ich geheimnisvoll, ihr das Paket überreichend. Aber sie riet nicht viel, sondern packte hastig aus und sah mich dann erstaunt an.

„Was soll das sein, Kurt?" fragte sie zögernd.

„Das sind handgestickte Ärmel aus der Biedermeierzeit und ein Stück Kirchenspitze," erwiderte ich mit dem ganzen Stolze eines Mannes, der einmal klüger ist auf einem Gebiet, das sonst nur seine Frau beherrscht.

„Ärmel aus der Biedermeierzeit," wiederholte sie kopfschüttelnd und faltete den Stoff auseinander.

Dann lachte sie aus vollem Halse, bis ihr die Tränen in den Augen standen, umarmte mich und gab mir einen herzhaften Kuß.

Digitized by Google

„Weißt du, Schatz, bei dem Einkauf bist du der einzige Biedermeier! Diese handgestickten Puffärmel sind, freilich nicht übel, mit der Maschine gestickte Beinlinge von Kinderhöschen, und die Kirchenspitze ist ein Stückchen von einem alten Vorhang. Aber," sie strich mir liebkosend mit ihrer weichen Hand über die Backe, „dankbar bin ich dir doch. Du hast es gut gemeint und ein — Mitbringsel mit einer ganz besonderen Note bleibt es auch."

Es wird mir keiner verdenken, wenn ich seitdem ein gewisses Mißtrauen gegen blonde, errötende Verkäuferinnen und alte Handstickereien habe. A. v. Heydeck-Crone.

Das Erbe Friedrich des Großen. — In diesen Tagen des großen Krieges ist oft geschrieben und gesagt worden, daß der Geist, der Wille und die eiserne Tatkraft des alten Fritz noch für uns siegen helfen. Was sein Vater Wilhelm I. mit zähem Beharren vorbereitet, hartnäckig durch ein Leben herangebildet hatte, wurde durch Friedrich den Großen zur Höhe geführt, das preußische Heer, das nicht mehr aus Landsknechten bestand, die wohl an einen Führer, niemals aber einem Gedanken anhänglich sein konnten. Mit Recht sagt man: Die eiserne Disziplin, welcher der Höchste wie der Geringste unterlag, das Hinweisen der ganzen Staatsverwaltung auf die Armee, die persönliche Anteilnahme des Herrschers, alles das hatte einen Gemeingeist ausgebildet, der lehrte, sich nicht nur als Soldaten, sondern als preußischen Soldaten zu fühlen und zu halten. Der strenge Geist des preußischen Heeres, so entfernt von dem Paradesoldatentum manches anderen deutschen Staates, hatte vor allem den kriegerischen Sinn genährt, der während des Heldenkampfes gegen halb Europa in so vielen Einzelzügen zutage trat.

Heute sind es die deutschen Krieger, die gegen mehr als halb Europa stehen gleich einer eisernen Mauer, gegen die man Indier und Senegalneger anstürmen läßt. Mit Fug und Recht ist zu sagen, daß in allen von uns Deutschen dieser Zeit, die im Felde stehen, wenigstens ein Funke vom Wesen des einzigen, alten Fritz lebendig ist, jener straffe, bewußte soldatische Geist, wie er in einem volkstümlichen Flugblatt des 18. Jahrhunderts uns

Digitized by Google

offenbar wird. Darin spricht ein „Freiparteigänger", das heißt ein Angehöriger der von Friedrich II. als Gegengewicht der damaligen außerpreußischen leichten Truppen aufgestellten Freibataillone, mit einem zum preußischen Dienst gepreßten Sachsen, der sich durchaus nicht zum Helden geboren fühlt und zu dem Preußen sagt: „Ein Wunder wäre es zwar nicht, daß ihr Helden sein könntet, so man's überlegt, in was vor Sklaverei ihr lebet, wie ihr schon als kleine neugeborene Kindlein in der Wiege zu Soldaten gemacht werdet und den Paß ins Haus zugeschickt bekommt. Es ist ja Bürger und Bauer in des Königs von Preußen Landen Soldat und ist oft nicht einmal der geistliche Stand ausgenommen. Allein wie glückselig sind wir Sachsen dahingegen, die wir in der ruhigsten Freiheit des Soldatenjochs entledigt sein."

Herablassung Friedrich II. gegen den blessierten Obersten v. Forcade.
Nach einem Kupferstich von Daniel Chodowiecki.

Dawider rühmt nun der preußische Freiparteigänger den Soldatenstand: „Es kommet euch nur im Anfang etwas fremde vor, daß ihr den Officiren auf's Wort gehorsamen müsset, wollt

Digitized by Google

ihr anders nicht den Prügel auf den Buckel haben. Es gewohnt sich mit der Zeit dasselbige auch, und ihr werdet noch einmal das Soldatenleben allen andern Ständen vorziehen. Ist nur das einzige, daß man zu lernen hat, daß man auf's Wort merke und seines Officirs Befehl gehorsame. Sobald er nun seinen eigenen Willen und Eigensinn anfangen lernt zu brechen, sobald wird er auch an dem Soldatenleben anfangen einen Gout zu bekommen. Einem Soldaten mangelt ganz und gar nichts und besitzt alles das, was ein andrer Stand erst suchen muß mit vielem Gelde zu erlangen. Ist's nicht wahr? Hat er nicht seine vollkommene Kleidung und Wäsche? Solche reinlich zu halten kömmt einem jeden Menschen zu und also auch einem Soldaten. Hat er nicht sein Quartier? Da sich andere müssen halb zu Tode püffeln, damit sie nur so viel erwerben, daß sie den kostbaren Hauszins zusammen bringen, da braucht ein Soldat nicht die geringste Sorge."

Friedrich des Einzigen Tod
am 17. August 1786.
Nach einem Kupferstich von Daniel Chodowiecki.

Digitized by Google

Der Sachse kann sich von seinen unangenehmen Erinnerungen nicht losreißen. „So ich an meine barbarische Lehrmeister gedenke, die mir das Exerciren gelernet haben, komme ich ganz auser mich, denn ich habe recht barbarische, tyrannische und mörderische Prügel gekriegt. Sollte einem nicht der Appetit zum Soldatenwesen vergehen?"

Darauf hält ihm der Preuße die besonnenen Worte entgegen: „Wer weiß, ob ihr euch nicht mit allem Fleiß dumm und ungeschickt angelassen habt. Denkt ihr nicht, daß den Officiren auch die Geduld entgehet, so sie sehen, daß es fast nichts anders sein kann, als daß die Anfänger im Exerciren sich mit Fleiß dumm stellen und den Lehrmeister nur verdrießlich zu machen suchen?"

Das sind klare Worte bewußter Erfassung dessen, worauf es beim Dienst damals wie heute vor allem ankommt. Unterordnung, wohl, aber mit freier Wahl, als sittliche Handlung. Pflichtbewußtsein und Pflichttreue, sie waren verkörpert in der Gestalt des alten Fritz, des Königs, der in seiner herben, einsamen Größe den Deutschen so vertraut ist, wie wenige der großen Männer unserer Geschichte. Zahlreich sind auf den mit Blut geschriebenen Blättern der Schlachtenchronik die Beispiele herber Pflichttreue verzeichnet. Eines für viele: Vor der Schlacht bei Zorndorf sagt der Leutnant v. Hülsen zu einem Soldaten, der bittet, sich ein wenig ausruhen zu dürfen: „Pfui, ich hielt dich für einen ehrlichen Kerl, nun aber sehe ich, daß du ein Schurke bist." — „Verlassen Sie sich drauf, Herr Leutnant, ich werde zur rechten Zeit da sein." Und richtig, mitten im Schlachtgetümmel zupft er den Offizier am Rocke: „Ich bin wieder hier, Herr Leutnant." — „Das ist brav, Fischer, ich werde es dir nicht vergessen." Solche Züge erweisen, daß noch anderes den Mann bei der Fahne hielt als die Furcht. Leutnant v. Barsewisch bezeugt in seinem Kriegstagebuch: „Mir wurde die Freude zuteil, von meinen Untergebenen eine außerordentliche Liebe zu genießen, so kann ich auch mit Wahrheit sagen, daß mir bei meinen beschwerlichen Kommandos auf den Vorposten, Wachten, während der Führung der Kompanien, überhaupt während des ganzen so äußerst beschwerlichen siebenjährigen Krieges nie ein

Digitized by Google

Mann, weder von den Inländern noch Ausländern, wenn ich das Kommando selbständig geführet, desertiret ist. Ich heiße es Glück, aber zugleich kommt auch viel darauf an, daß der Offizier sich bei seinen Untergebenen Liebe erwirbt und ihnen alle mögliche Vorsorge zuwendet, zumal da der gemeine Soldat einen so beschwerlichen Dienst hat, indem er oft von allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens entblößet ist und zu niemand als zu seinem Offizier mit seinen kleinen Bedürfnissen und Anliegen Zuflucht nehmen kann."

Das fröhliche Selbstvertrauen war in der Tat etwas Neues in dem damaligen preußischen Heer, wie es ein scharfer Beobachter, der französische Gesandte Marquis von Valory, fein herausgefühlt hat. Er berichtete 1748: „Man muß sagen, daß sich der Geist der Truppen seit dem Beginn des glänzenden Feldzugs von 1745 sehr geändert hat, und daß ihr Mut gewachsen ist. Sie haben den Nutzen von Ordnung und Disziplin begriffen und unterwerfen sich ihr in vernünftiger Resignation, was sie einst mit Traurigkeit und Erniedrigung taten."

Der dritte schlesische Krieg wurde mit dem volkstümlich frischen Lied begrüßt:

Die Sonne scheint über die Berge
Am blauen Himmelszelt;
Ha, lustig, ihr Brüder, wir müssen
Jetzt wieder rücken ins Feld!

Fridericus ruft, unser König:
Alles frisch ins Gewehr!
Es wollen so viele Feinde
Auf unser Preußen daher.

Fridericus, seie nicht bange,
Wir werden schon fertig mit sie;
Tu du uns nur kommandieren,
So pfeffern wir ihnen die Brüh!

Das war das Heer des großen Königs, das er geschaffen und bis ins letzte mit seinem ganzen Wesen zu erfüllen gewußt, ein

Digitized by Google

Heer, in dem sittliche Selbstbestimmung vom Obersten bis zum letzten Mann hinabreichte, wo alle für einen und einer für alle zu wirken und zu stehen wußten. Bekannt ist die Erzählung, wie Friedrich dem verwundeten Obristen v. Forcade bei einem Fest im Berliner Schlosse einen Stuhl mit den Worten hintrug: „Ein so braver Mann, als Er ist, verdient, daß der König selbst ihm einen Stuhl bringt."

Heute nennt eine Welt die Nachkommen jener Tage in ohnmächtigem Grimm Barbaren! St. St.

Die Rechnung des Popen. — Daß die russischen Popen ihr seelsorgerisches Amt oft in sehr weltlicher Art auffassen, geht in recht erheiternder Weise aus folgendem Vorgang hervor.

Ein junger Bauer, der sich in ein anderes Dorf verheiraten wollte, verlangte von seinem Popen den hierfür vorgeschriebenen Entlassungsschein.

„Gut, mein Lieber," sagte dieser, „den Schein kannst du haben; ich muß aber vorher eine kleine Abrechnung mit dir halten. Sieh, du verläßt jetzt unser Dorf, hast du aber auch daran gedacht, was ich dabei verliere? Einmal schon für die Trauung, das sind zehn Rubel; deine Frau wird Kinder bekommen — sagen wir meinetwegen sieben — das macht für sieben Taufen, sieben Handtücher und das Gebet sechs Rubel dreißig Kopeken. — Ja, und von deinen Kindern werden auch — wie Gott will — einige sterben — sagen wir vier, — das macht für vier Beerdigungen vier Rubel. Eine Tochter wenigstens wirst du einst zu verheiraten haben, macht zusammen zweiundzwanzig Rubel dreißig Kopeken — sagen wir rund zwanzig Rubel. Ist es nicht so, mein Lieber?"

Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren und meinte nach einigem Besinnen: „Ja aber — du kannst doch auch schon vorher sterben, alt genug bist du ja dafür."

„Freilich, mein Lieber," antwortete ruhig der Pope, „sterben müssen wir alle, und darum wollen wir's auch bei zehn Rubel bewenden lassen."

Und das Bäuerlein mußte zehn Rubel für den verlangten Schein bezahlen. A. M.

Digitized by Google

Schlechte Leumundszeugnisse. — Der hinterlistige, falsche, verräterische Charakter der Italiener, für den der neueste erbärmliche Wort- und Treubruch nur einen weiteren Beweis liefert, ist allzeit und allerorts genügend bekannt gewesen, wie einige „Leumundszeugnisse" von unparteiischen Gewährsmännern verschiedener Zeiten zu erhärten vermögen.

Der spätere Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz hatte auf Veranlassung Kaiser Maximilians I. um 1500 größere Reisen nach den spanischen Niederlanden und auch nach Spanien gemacht und stand beim alten Kaiser in hoher Gunst. Als italienische Gesandte am Kaiserhofe diesen Umstand benützen und dem jungen Prinzen eine Befehlshaberstelle anbieten wollten, warnte ihn der Kaiser vor der Annahme mit den Worten: „Die Welschen versprechen Euch jetzt viel, weil sie Euch gebrauchen können. Später helfen sie vielleicht mit Gift ab, wogegen wir Deutsche, die sie mit Bestien bezeichnen, uns nicht zu schützen wissen, weil wir selbst so wenig auf Betrug gefaßt sind" (Fürstenspiegel 1624).

Napoleon I., dem man einige Kenntnis des Charakters seiner Landsleute vom festländischen Stiefel zutrauen darf, schrieb an seinen zum König von Neapel erhobenen Bruder Joseph Bonaparte, der sich, des Regierens noch ungewohnt, an den Kaiser um Verhaltungsmaßregeln gegen seine unruhigen Untertanen gewandt hatte: „Ihr müßt strenger sein, Rücksicht nehmen ist falsch. Ihr wißt, der Italiener ist hinterlistig und unehrlich; er hat nur so lange Respekt vor Euch, als er Euch fürchtet, und er fürchtet Euch nur dann, wenn er sieht, daß Ihr Euch seinen Schlichen gewachsen zeigt . . ."

Als dritter im internationalen Gutachterbunde läßt sich der französische Fanfarendichter und Deutschenfresser Victor Hugo in seinem Drama „Maria Tudor" folgendermaßen vernehmen:

„Italiener, das will heißen Betrüger,
Napolitaner, das will heißen Feigling."

Weiter legt er der Titelheldin folgenden Reueerguß in den Mund: „O, ich hätte im voraus wissen müssen, daß man aus der Tasche eines Italieners nichts ziehen kann als einen Dolch und aus seiner Seele nichts als Verrat."

Digitized by Google

Aus dem Munde einer englischen Königin mag dieses Wort den Italienern besonders lieblich in die Ohren klingen. A. M.

Die Menge russischer Überläufer, von denen die Berichte immer wieder erzählen, erscheint von unserem Standpunkt befremdlich. Allein es gibt eben von alters her tatsächlich keine Armee in der Welt, bei der so viele Überläufer vorkommen wie bei der russischen.

Bereits Peter der Große mußte wegen der überhandnehmenden Ausreißer auf Fahnenflucht die Todesstrafe setzen. Trotzdem nahm das Übel noch zu, so daß sich der Zar entschließen mußte, einem Teil der wiedereingebrachten Soldaten das Leben zu schenken und sie, um die Wehrkraft des Landes nicht allzusehr zu schwächen, wieder in das Heer einzustellen. Er erließ einen Ukas, gemäß dem jeder dritte wieder eingefangene Überläufer aufgeknüpft werden, während die zwei anderen Knutenhiebe erhalten sollten. Doch das hatte nur geringen Erfolg, und schließlich begnügte sich Peter damit, nur jeden zehnten hängen zu lassen.

Später ging man nach dem Muster westeuropäischer Mächte dazu über, Leute, die wegen Diebstahls vorbestraft waren, um das „moralische Niveau" der Armee zu heben, von der Einstellung zum Militärdienst auszuschließen. Diese an sich gutgemeinte Absicht hatte in Rußland überraschende Folgen. Die Diebstähle häuften sich in auffälliger Weise und mit ihnen auch die Aburteilung der Verbrecher, und zwar in einem Umfang, daß die Heeresverwaltung schleunigst ihre Bestimmungen ändern mußte, um diese neuartige Form der Fahnenflucht nicht überhand nehmen zu lassen. Man mußte also die schlauen Diebe wieder der „Ehre" teilhaftig werden lassen, im Heere des Zaren dienen zu dürfen. Und siehe da — sogleich ging die Zahl der Diebstähle auch wieder auf den vorherigen Stand zurück. A. M.

Ein ehrwürdiges Schriftstück. — Andreas Hofer, der unvergeßliche Tiroler Freiheitsheld, schrieb wenige Stunden vor seiner Hinrichtung an seinen Freund, Herrn v. Pühler zu Neumark, einen Abschiedsbrief, der ein rührendes Zeugnis ist für des wackeren „Sandwirts von Passeier" unerschütterliche Stand-

Digitized by Google

haftigkeit und demutvolle Ergebung in Gottes Ratschluß. Das ehrwürdige Schriftstück lautet in Hofers eigener Schreibart wörtlich, wie folgt:

„Liebster Herr Prueder!

Der götliche Willen, ist es gewössen, das ich habe miessen hier in Mandua mein Zeitliches mit dem Ebigen verwörlen, aber gott sein Dankh um seine gödliche gnad, mir ist es so leicht forgekhomen, das wann ich zu was anderen ausgefierth würd. Gott wirth mir auch die gnad verleihen, bis in löften Augenplickh, auf das ich khomen kann, alwo sich mein Sehl ebig Ehr freien mag. Es mögen alle hier noch lebende guete freint für mich bitten und mir aus de heißen Flamen helfen wann ich noch im Fegfeir piessen muß. Die Gottesdienst soll die liebste mein und Wirthin zu sankt Martin halten lassen, und den Freinten ist Suppe und Fleisch göben zu lassen und ein halb Maaß Wein. Von der Welt lebet alle wohl biß mir im Himel zsam khomen, und dorten Gott loben an Ent, alle Passeyrer und Bekhonnte sollen mir eingedenk seyn in heiligen Gebeth, und die Wirthin soll sich nicht so bekhimmern, ich werde piden bei Gott für sie alle. Ade mein schnede Welt, so leicht khomt mir das Sterben for, daß mir nit die Augen naß werden, geschrieben um fünf Uhr in der Frue, und um neun Uhr muß ich mit der Hilf aller Heiligen zu Gott.

Mandua den 20. Februar 1810.

Dein in Leben geliebter Andere Hofer,
von ssant in Passeyr." E. W.

Vorbildliche Handlungsweise eines Herrschers. — Joseph II., der großen Kaiserin Maria Theresia hochgemuter Sohn und Nachfolger auf dem Thron der Habsburger, war nicht nur ein edelsinniger und guter Herrscher, sondern auch ein sehr kluger und vorurteilsfreier Mann. Das zeigt unter anderem folgende Begebenheit.

Eine adlige Dame hatte sich an den Kaiser mit dem Ansuchen gewendet, ihren untauglichen Sohn als Hauptmann in das kaiserliche Heer einzustellen. Joseph gab ihr darauf in einem eigenhändigen Schreiben eine Antwort, die der Dame allerdings

Digitized by Google

nicht sonderlich gefallen haben mag. Um so ehrenvoller ist sie für den Kaiser und zugleich ein beherzigenswertes Vorbild für andere hochgestellte und einflußreiche Persönlichkeiten — nicht bloß gekrönte Häupter. Sie lautete:

Madame!

Ich sehe die Verbindlichkeit eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem seiner Untertanen darum eine Stelle verleihen sollte, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Haben Sie in Ihrem Gesuche wichtigere Beweggründe als die, deren ich soeben erwähnte? Sagten Sie nicht, Ihr verstorbener Gemahl wäre ein verdienter General und ein Kavalier von einem angesehenen Hause gewesen, und Sie versprächen sich von meiner Gnade für Ihre Familie eine Kompanie unter meinen Fußvölkern für Ihren zweiten Sohn, der soeben von seinen Reisen zurückgekommen? Madame! Man kann der Sohn eines Generals sein, ohne die geringste Anlage zum Offizier zu haben, ein Kavalier von guter Familie sein, ohne andere Verdienste zu haben als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden ist.

Ich kenne Ihren Sohn, und ich weiß, was zum Soldaten gehört. In beiderlei Hinsicht finde ich, daß Ihr Sohn die gehörige Befähigung zum Kriegsdienst nicht habe, und daß er zu sehr mit seiner Geburt beschäftigt sei, als daß man sich solche Dienste von ihm versprechen dürfe, auf die sein Vaterland einstens Staat machen könne.

Weswegen ich Sie bedauere, Madame, das ist, daß Ihr Sohn weder zum Offizier, noch zum Staatsmanne, noch zum Priester taugt. Kurz gesagt, daß er nichts als ein Edelmann und das von ganzer Seele ist.

Danken Sie es Ihrem günstigen Schicksale, das, indem es Ihrem Sohne alle Talente versagt, ihn zugleich in den Besitz ansehnlicher Güter versetzt hat, die ihn hinlänglich dafür entschädigen, und die ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen.

Ich hoffe, daß Sie unparteiisch genug sind, die Ursachen einzusehen, die mich zu einer solchen Entschließung genötigt haben.

Digitized by Google

die Ihnen vielleicht unangenehm sein wird, die ich aber für notwendig angesehen habe. Adieu, Madame!

Lachsenburg, den 4. August 1787.

Ihr

wohlaffektionierter Joseph.

E. W.

Des Narren weiser Rat. — Welcher Art die Zustände an einem „normalen" deutschen Fürstenhofe des 18. Jahrhunderts waren, kann man unschwer aus einer Szene ersehen, die höchst drastisch in einem zeitgenössischen Büchlein, einer Art „Sittenspiegel", geschildert ist. Sitzen da zwei Minister in ihren Herzensnöten ob eines dringenden Befehls ihres fürstlichen Gebieters und wissen nicht ein noch aus. Ein Regiment Soldaten sollen sie aufstellen, doch zu dieser kostspieligen Aufgabe fehlen ihnen alle und jede Mittel. Die güldenen Lockvögel, mit denen man Soldaten fängt, sind ausgeflogen: die Kriegskasse ist geleert. Den Landmann kann man nicht heranziehen, der ist ganz und gar ausgesogen, der Adel aber schützt seine Vorrechte vor und knöpft die Taschen zu. Die Minister sind mit ihrer Weisheit zu Ende, da naht sich ihnen der Hofnarr und verspricht ihnen Hilfe, und zwar auf der Stelle, sofern man ihn zum Finanzrat ernenne. Das wird ihm zugesagt. Nun pfeift der Schelm, und alsbald „marschieren heraus die Hofmusikanten, Operisten, Jäger, Maler, Spieler, Seiltänzer, Sängerinnen und mehreres unnötige Hofgesind". Die Minister sind ob dieses verwunderlichen Anblicks baß erstaunt und ersuchen den Narren um Aufklärung. Der aber spricht:

„Das Gesind ist doch unnötig bei Hof, haben große Salaria, Gnaden-Stipendia, à part Präsenten, tun nichts pro publico. Die Baßgeige schnurrt zwar bei Hof, aber nicht im Land, und dennoch tun dem Landmann die Ohren weh davon. Ist das protectio patriae? Hat sich wohl! Da seind die Bau-Ingenieurs, was der eine aufbaut, reißt der andere ein unter dem Vorwand, es wär nicht mehr in der Modi. Unterdessen kommt sowohl das Einreißen als das Aufbauen hart genug an. Da präsentieren sich die Komödianten, Operisten, Tänzer, Kunstspringer, es geht

Digitized by Google

doch endlich das Lied auf ein Lami (Lamento) aus. Da postieren sich die Freskomaler, die Stuccator, die Spieler, die bona dies Brüder, die Reverenzmacher, die Tellerlecker, Schmarotzer, Jubelierer. Das seind Leut wie die Handpferd, die man nicht nötig hat, als Parade zu machen, fressen aber doch den andern den Haber vor'm Maul weg. Dort steht der mit seiner Fiedel; dem muß man viele Hundert jährlich zum F hineinwerfen: ist ein teures Calvonium. Jener Ingenieur macht einen Riß; die Kasse aber bekommt ein Loch davon. Wollt ihr Herren jetzt wissen, was dieses für eine schmutzige Compagnie ist? Der da ist ein Oberkuchelbub, hat unter sich drei Unterbuben, neben dem Bratenwender, der auch schon ein Exspectanz-Dekret ausgewirkt hat für den Ofenheizer und Holzspalter. Da steht der Duppengucker, der Linsenspitzer, der Haderlump-Vorschneider, ein naher Vetter der Ober-Spülmagd. Dort macht seine Parade der Hundsjung samt seinen untergebenen Fourierschützen mit dem Kuppelhund. Der Bereiter macht auch ein Belle videre mit seinem Halterknecht, Karbatschierer, Pferdsschweif-Tapezierer, Schabenackwürker, Steigbügel- und Satteljung. Verdrüßlich wär's, alle und jede dergleichen hohe Offizianten in eine Liste zu bringen. Enfin es gibt der Hof-Volontairs so viel, daß man ein Regiment könnte formieren. Es seind die wohlexerzierte Hof-Suppisten. Auf solche gewaltige Subjecte sollte sich gründen protectio patriae. Quasi vero. Unter diesem speciösen Titel fordert man große, unerträgliche Contribution, Accisen, Don Gratuite, Extra-Steuer. Quasi vero. Das wenigst wird dazu verordnet. Es heißt: Alles dem Land zu Schutz. — Da sehet ihr Herren, wie leicht ein Regiment wäre aufzurichten regulirter Miliz, wenn man der auf so unnütz überflüssiges Völklein gewidmete Consumtion täte besser emploiren."

Also der Narr. Die Minister aber konnten nicht umhin, der Narrenweisheit recht zu geben, und wünschten nur, der Hof möchte sich ebenfalls zu ihr bekehren. Doch dabei hatte es sein Bewenden. Das Hofgeschmeiß wurde nicht entfernt, und das Regiment Soldaten kam nicht zustande. E. W.

Digitized by Google

Ausgrabungen. — Das Öffnen alter Hügel und Wälle und die Ausgrabungen in Höhlen und anderen alten Begräbnisplätzen haben unsere Kenntnis von dem Leben und den Sitten unserer ersten Vorfahren sehr vermehrt. Für gewöhnlich ist das Interesse an solchen Ausgrabungen auch ein rein archäologisches, manchmal aber auch haben die wieder ans Tageslicht geförderten menschlichen Überreste, die schon Jahrtausende in der Erde geruht haben, eine Bedeutung, die uns nahe zu Herzen geht. Vor einigen Jahren schilderte Lanciani die Auffindung einer Anzahl Aschenurnen in Rom. Darunter befand sich auch eine, die die Überreste eines Knaben enthielt, der Page des Kaisers Tiberius gewesen war. Neben seiner Asche lag sein kindliches Spielzeug: die Überbleibsel einer Puppe, ein altes Hühnchen aus Terrakotta und andere rührende Erinnerungen an die glücklichen Stunden seiner Kindheit. In einem Sarge, den derselbe Forscher ausgrub, lagen die Überreste einer Braut, die man in ihrem Brautstaat mit ihrem Schmucke beigesetzt hatte. Nicht nur ihre Ohrringe, ihr Halsband, ihre Juwelen und verschiedene Toilettegegenstände trug sie, sondern neben ihr ruhte noch eine überaus reizende, kleine, aus Eichenholz geschnitzte Puppe. Kann man sich etwas Ergreifenderes denken, als die Ausgrabung dieses Püppchens, das vor sechzehnhundert Jahren liebevolle Verwandte neben die Leiche der jugendlichen Braut gelegt hatten?

In früheren Zeiten öffnete man freilich auch die Gräber der Großen und Berühmten nicht allein aus wissenschaftlichem Interesse, sondern weil man Schätze darin zu finden hoffte. Bloße Neugier war es, die Alexander den Großen das Grab des persischen Königs Cyrus öffnen ließ, und Neugier war es auch, die vor einigen Jahren Veranlassung gab, die Gräber Rousseaus und Voltaires im Pariser Pantheon zu öffnen. Über diese beiden Verkünder der Revolution war lange Zeit die Legende im Umlauf gewesen, daß bei Wiedererrichtung des Königtums ihre Überreste im Dunkel der Nacht aus der ehemaligen Kirche von St. Geneviève entfernt, in einen Sack getan und in eine Grube außerhalb Paris geworfen worden seien. Das Öffnen

Digitized by Google

ihrer vermeintlichen Gräber im Pantheon bewies jedoch, daß diese Geschichte nicht auf Wahrheit beruhte, denn was von diesen beiden Philosophen sterblich war, wurde aufgefunden und als ihre Überreste erkannt. Man weiß, daß der Arzt, der Voltaires Leiche sezierte, den Schädel zwischen den Augen durchsägte, und der Schädel, den man im Pantheon auffand, war genau an derselben Stelle in zwei Hälften gespalten. Rousseaus Skelett war noch gut erhalten, seine Armknochen waren gekreuzt.

Aus Neugier wurde auch Kaiser Karl V. zweimal in seiner letzten Ruhe gestört. In einer Gruft vor dem Hochaltar in der Kirche des Escorial war seine Leiche ursprünglich beigesetzt worden. 1654 wurden aber seine und seiner Nachfolger Überreste in das Pantheon nach Madrid überführt. Ein Chronist erzählt: „Als die kaiserliche Leiche in ihren Marmorsarkophag gelegt wurde, wurde die Decke, in die sie gehüllt war, zurückgeschlagen, damit Philipp IV. seinem großen Ahnherrn Aug' in Aug' gegenübertreten konnte. Die Leiche war noch vollkommen erhalten und auch einige Zweige des wilden Thymians, die in das Leichentuch eingebunden waren, sollen noch ihren süßen Duft bewahrt gehabt haben." Etwas mehr als nach einem Jahrhundert wurde der Sarkophag abermals geöffnet, um die Neugier Karls III. von Spanien zu befriedigen. Noch immer waren die Züge des Kaisers unverändert, und der Thymian war noch frisch und duftete süß.

Unter solchen Umständen kann man es Shakespeare nicht verdenken, daß er einen furchtbaren Fluch über den aussprach, der es wagen würde, ihn in seiner letzten Ruhe zu stören. Bisher hat es auch noch niemand gewagt, sich mit dem Fluche des großen Dichters zu beladen. J. C.

Hunde im Kriegsdienst. — Die Arten der Verwendung des Hundes im Kriege spiegeln, gleich allem, was Menschen tun oder unterlassen, ein Stück Sitten- und Kulturgeschichte wider. Unsere Vorfahren hetzten ihre Hunde auf die Römer, und Karl der Kühne ließ noch 1476 gegen die Schweizer gallische Bluthunde los, die von den stärkeren Alpenhunden zerrissen wurden.

Digitized by Google

Herrenlose, wieder zu Raubtieren verkommene Hunde, die in Rudeln ziehend, über Großvieh herfielen und in Pestzeiten die Menschenleichen wieder aus den Gruben scharrten, waren eine der gewohnten Landplagen zur Zeit des dreißigjährigen Elends. Im Siebenjährigen Kriege gingen die gleichen Klagen, und noch kein Krieg verlief ohne verlassene oder entlaufene wildstreifende

Photothek, Berlin.

Österreichische Soldaten kehren von der Auffuche herrenloser Hunde zurück.

Hunde. Heute werden herrenlose Tiere von unseren Soldaten eingefangen und zu allerlei Diensten wieder zu nützen gesucht. Der Hund, jenes bildungsfähige, treuanhängliche Geschöpf, das sich dem Menschen grauer Vorzeit schon gesellte, wird in diesem Kriege dazu erzogen, verwundete oder erschöpfte Menschen zu suchen und seinen Begleitmann an die Stelle zu „führen", wo er sie fand.

Zum ersten Male brachte dieser Krieg bis zur Stunde schon entscheidende Beweismittel für die Verwendungsmöglichkeiten des zum Samariter gewordenen Freundes der Menschen, der

Digitized by Google

von nun ab in keinem Kriege mehr fehlen wird. Welche Rasse als die fähigste anzusehen sei, also vor anderen bevorzugt zu werden verdient, ob man in Art und Form der Abrichtung immer die rechten Wege gegangen, darüber wird man lange noch uneins sein. In anderen Formen wird sich wiederholen, daß erst umfassende Erfahrungen gesammelt werden müssen, ganz wie vor Jahren, als man anfing Hunde in den Dienst der Polizei zu stellen. Nur darüber brauchen jetzt schon keine Worte verloren zu werden, daß der Hund sich nun auch im Kriege als treuer Gefährte des Menschen erwiesen hat und als unentbehrlich bewähren wird.

Der Gedanke, Hunde im Sanitätsdienst zu brauchen, sie dafür nach Art und Wesen auszuwählen und besonders zu erziehen, ist nicht völlig neu. In Krefeld wurde vor zwanzig Jahren der Deutsche Verein für Sanitätshunde gegründet, der seit Kriegsbeginn nach Oldenburg übersiedelte, wo ihm in der Person des Großherzogs Friedrich von Oldenburg ein kräftig fördernder Schirmherr erstand. Dort wurden vor einem Jahr die ersten Versuche unternommen, die Gewißheit darüber schaffen sollten, ob die als Polizeihunde abgerichteten Tiere ohne weiteres zum Sanitätsdienst genügend brauchbar seien, um den im Feld stehenden Truppen rasche Hilfe zu bringen.

In Frankfurt am Main waren vor dreiundzwanzig Jahren Meuten vorgeführt worden, die man als Kriegs- und Sanitätshunde auszubilden unternommen hatte. Drei verschiedene Jägerbataillone waren es, denen diese Tiere gehörten. Zu jener Zeit erzog man die „Kriegshunde" vor allem zum Wach- und Meldedienst. Durch die rasche Entwicklung und kriegsgemäße Verwendung der neueren technischen Hilfsmittel, des Telephons und der optischen Signale, verlor sich die Bedeutung der Hundeausbildung für die Heeresverwaltung immer rascher, so daß 1906 auch die Verwendung der Hunde im Sanitätswesen aufgegeben wurde, um erst seit Kriegsbeginn in beiden Fällen erneute Beachtung und nach den ersten überraschenden Erfolgen entschiedene Förderung zu erfahren. In rascher Folge entstanden im Reiche — nicht zuletzt durch Hindenburgs Bitten beschleunigt — fünfzig

Digitized by Google

Ausbildungsstellen für Sanitätshunde und Führer. Wohl immer war eine kleine Gemeinde vorhanden gewesen, die neben der Erziehung von Polizeihunden nicht müßig blieb, die Befähigung und Verwendbarkeit besonderer Hunderassen für den Sanitätsdienst zu erweisen. Die beiden Dressurformen des „Verbellens" und „Verweisens", über deren Vorzüge und Nachteile

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Sanitätshund hat einen Verwundeten gefunden.

heute noch nicht das letzte Wort fiel, wurden schon 1893 zu Bitsch auf einer Ausstellung von Rassehunden gezeigt. So konnte vor Monaten geschrieben werden: „Auf irgend eine Erfahrung zu bauen, war ein Ding der Unmöglichkeit; es galt ganz neue Kräfte in den Sanitätsdienst einzustellen. Wie sie sich bewähren würden, war eine bange Frage, vielleicht war alle Arbeit der Leiter umsonst, man hatte einem Trugbild nachgejagt, zumal es an abfälligen Voraussagen nicht gefehlt hatte. Mit einem Federstrich hätte die Heeresleitung die Sache abgetan, wenn nur eine Winzigkeit herausgekommen wäre, die dagegen zeugte, mochte auch noch so viel Kapital und Arbeit an sie verschwendet worden sein."

Digitized by Google

Heute hat die Heeresverwaltung ein eigenes Militärersatzdepot mit der Mindestzahl von dreißig und der Höchstziffer von fünfzig für Sanitätshundeführer und Sanitätshunde errichtet, das einem Generalkommando unmittelbar untersteht. Die Heeresverwaltung traf vor Monaten schon die weitere Bestimmung, daß wie seit Anfang im Osten, auch für den Westen acht Führer und Hunde in jeder Sanitätskompanie tätig sein müssen, die der Deutsche Verein für Sanitätshunde ins Feld zu stellen unternahm. Als „Diensthunderassen" erkannte die Militärbehörde bis zur Stunde vier Arten an: den deutschen Schäferhund, Dobermannpinscher, den Airedaleterrier und den Rottweiler.

Doch werden im Felde auch andere Rassen, Jagdhunde, Doggen und Schnauzer verwendet und draußen angelernt. Vor kurzem erst mahnte ein guter Hundekenner, nicht zu hohen Wert auf Abstammung zu legen, denn Rassereinheit bürge allein noch nicht dafür, daß ein Hund sich zum Sanitätsdienst unbedingt eignen müsse. Sonst gute Hunde mußten zurückgewiesen werden, weil sie Kläffer waren, bei vielen gelang es nicht sie schußfest zu machen, sie verkrochen sich bei jedem Schuß oder liefen in der Richtung, woher der Knall kam, davon, um den Schützen nach der Gewöhnung eines Polizeihundes zu stellen und irgendwie zu fassen. Katy, der dies berichtet, schrieb, er habe Hunde arbeiten sehen, die alles andere als rasserein gewesen wären, die aber den mit ihnen zugleich tätigen rassereinen Tieren im Suchen den Rang abliefen.

Daß Hündinnen sich den Rüden überlegen zeigten, wurde oft berichtet, sie arbeiten rascher und zuverlässiger, schnüffeln nicht so viel herum, stöbern nicht unterwegs nach Mäusen oder Wild und sind folgsamer. Die besten Hunde sind sehnige, hartgezüchtete Tiere mit guter Nase; denn sicheres Suchen und Finden bleibt von allen Forderungen doch die entscheidendste.

Gute Ausbildung eines brauchbaren Hundes, der im Feld nicht enttäuschen soll, erfordert gleicherweise Kenntnis und Überlegung, nicht geringe Ausdauer, Anpassungsfähigkeit des Führers an das Sonderwesen eines Tieres, Entschiedenheit und beharrliche Geduld. Für erfolgreiche Arbeit sind fünf bis sechs Wochen

Digitized by Google

nötig, wenn auch kluge Tiere in weit kürzerer Zeit begreifen. In der ersten Zeit erzog man die Hunde zum „Verbellen", doch erwies sich das „Lautgeben" der Tiere um einen Fund zu melden, bei den oft zu geringen Entfernungen vom Gegner als gefährlich. Auch Klingeln, die man den Hunden anbing, nimmt man ihnen aus gleichen Gründen in Lagen ab, wo der Feind zu nahe

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Der Sanitätshundführer kommt zu einem Verwundeten und bringt ihm erste Hilfe.

steht. Beim „Verwundet verbellen" bleibt der Hund so lange bei dem Verwundeten und gibt dauernd „Laut", bis sein Führer herangekommen und der Gefundene von Trägern aufgenommen wird.

Eine andere Art der Dressur zeitigt eine Tätigkeitsweise der Hunde, die man kurz „Verweisen" oder „Verwundet verweisen" nennt. Der Hund wird an lautloses Stöbern gewöhnt. Gelang ihm zu finden, so soll er auf seiner eigenen Spur ohne Laut und in schnellster Gangart zu seinem Führer zurückkehren, der ihn an die Langleine nimmt und nun mit den Trägern an den

Digitized by Google

Ort geführt wird, wo der Verwundete liegt. Zur Dressur des Verweisens gehört, daß der zurückkehrende Hund ein Ausrüstungsstück des Gefundenen oder einen neben ihm liegenden Gegenstand, Holz, Stein oder ähnliches mitzubringen hat, als Zeichen erfolgreichen Suchens. In der staatlichen Dressuranstalt Grünheide bei Berlin wurden die Hunde auf Verweisen durch Überbringen des Helms, der Mütze oder des Seitengewehrs eingearbeitet. Mitunter brachten diese Hunde als Fundbeweis den Helm, einen Ast oder Holzstücke, die vom Verwundeten berührt worden waren.

Auch diese Dressurform blieb nicht unumstritten, da es vorkam, daß bei den Versuchen des Tieres, Mütze oder Helm zu erlangen, notdürftige Verbände wieder zerstört wurden.

Noch eine andere Arbeitsweise verlangt vom Hunde völlig lautloses Stöbern, er darf weder am Ort, wo er einen Fund machte, noch von dort zurückkehrend beim Führer bellen. Auch darf er nichts zum Beweise mitbringen, daß er einen Verwundeten fand. Lautlos soll er dem Führer nur durch Anspringen oder Anstoßen zu verstehen geben, daß er gefunden hat. Man lernte Hunde auch an, daß sie nach erfolgreicher Rückkunft sich setzen und kurz Laut geben. Da selbst die besten Hunde nicht immer völlig still zu halten sind, halfen sich manche Führer mit losem Verbinden des „Fanges", der Schnauze.

Die abenteuerlichen Ausrüstungen, die man in den ersten Kriegsmonaten in manchen Zeitschriften beschrieben und abgebildet fand, gab es im Grunde nur in der Einbildung der Berichterstatter. Brustgeschirr, Schutzdecke, Verbandzeug und Laterne verschwanden im Felde rasch. Schon ein Halsband kann dem Hunde im Unterholzgestrüpp verhängnisvoll werden. Völlig frei, von jedem Ausstattungsstück unbehindert muß das Tier während der Suche arbeiten können. Das Halsband soll des raschen Ablassens wegen mit der Führleine verbunden sein. Frei von allem ist der Hund am sichersten, sich überall rasch und gefahrlos durchzufinden.

Die Sanitätshunde werden den in breiter Linie vorgehenden Mannschaften beigegeben. Man setzt sie in größerer Zahl ge-

Digitized by Google

sammelt oder je nach besonderer Geländelage auch in Abständen verteilt an. Seitwärts und vorwärts suchend streifen sie Strecken von fünfzig bis zu zweihundert Metern ab. Im Wald sucht der Hund auf den Zuruf: „Such verwundt" bis zu fünfhundert Metern. Kommt er zurück und meldet nach einer der erwähnten Arten, daß er gefunden hat, wird er mit dem Zuruf: „Zeig verwundt" an die Leine genommen und „führt".

Wie in so unendlich vielem das seit dem Krieg geschah und fortdauernd noch geschehen wird, verbirgt sich für den Nichteingeweihten auch in der großen Organisation der Schaffung des Sanitätshundwesens ein ungeheurer Aufwand von geistiger und körperlicher Arbeit. Die sichtbaren Erfolge sind gering. Besser wissen es viele unserer Verwundeten, die dem gewissen Tod ohne die vierbeinigen Helfer und ihre tüchtigen Erzieher und Führer verfallen wären. Nach Tausenden zählten die von unseren Hunden Geretteten schon vor Monaten. St. St.

Ein verboxter Engländer. — Eine Fahrt auf der Weser mit dem Dampfboot von Münden bis Karlshafen, Höxter oder Hameln oder noch weiter bis zur Porta westfalika bei Minden, bis zu welcher die Uferlandschaften des Stromes überaus anmutig und malerisch sind, gehört zur besseren Jahreszeit zu den beliebtesten Vergnügungen der Bewohner von Kassel und dessen Umgegend, sowie auch dort weilender Fremden. So unternahm vor einigen Jahren ein wohlhabender Kasseler Gerbermeister mit seiner jungen Frau an einem Sonntag die schöne Stromfahrt. Das Dampferverdeck belebten bei dem prächtigen Wetter zahlreiche Reisende, so daß die Stühle nicht reichten, um allen die Bequemlichkeit eines Sitzplatzes zu gewähren. Ein baumlanger Engländer war frühzeitig schon auf dem Verdeck gewesen und lag auf zwei Stühlen ausgestreckt, behaglich rauchend da, und sah auf die Reisenden, unter denen sich auch einige Damen befanden, mit schadenfrohem Lächeln. Der Kasseler Gerbermeister, der seiner Frau gern zu einem Sitz verholfen hätte, ging auf den Engländer zu und bat ihn höflich, ihm doch den einen der Stühle, der für ihn nicht nötig war, zu überlassen. Der Engländer aber tat, als verstände er nicht, ob-

Digitized by Google

gleich er vorher zu dem Kellner in geläufigem Deutsch gesprochen. Der Gerbermeister wiederholte sein Ersuchen mit dem Zusatz, es sei doch nicht herkömmlich, daß ein Herr zwei Stühle für sich in Anspruch nähme, während mehrere Damen stehen müßten. Der Fremde schwieg und änderte seine bequeme Stellung nicht im geringsten. Ein hochmütiger, verächtlicher Blick war alles, was dem Kasseler auf seine höfliche Bitte ward. Der Hesse verlor die Geduld, riß mit einem kräftigen Ruck dem Engländer den einen Stuhl weg und stellte ihn seiner Frau hin. Mit einem Fluch sprang der Fremde wütend auf und drang, die rechte Hand zur Faust ballend in der beim Borkampf üblichen Haltung, auf den Kasseler ein. Dieser, ein junger, kräftiger Mann, der vor wenigen Jahren noch den bunten Rock getragen und tüchtig Bajonettieren und andere Fechtkünste erlernt hatte, empfing ihn, in der Erregung des Augenblicks in seinen heimischen Dialekt verfallend, mit dem geringschätzigen Zuruf: „Was weste? boxen weste? Komm, ich will dich emol boxen lernen!“ — Und nun hagelte es Püffe und Stöße auf Brust, Leib und Seiten des Angreifers, daß er ausriß und vom Deck in die unteren Schiffsräume flüchtete, wo er sich vermutlich die im Kampfe mit dem tapferen Deutschen empfangenen Beulen mit frischem Wasser gekühlt hat, während der Sieger durch Bravorufe der Zuschauer und Lobsprüche für seine Gewandtheit im Boxen geehrt wurde. R. v. B.

Unvollendete Sätze und ihre Wirkung. — Der in jüngster Zeit vielgenannte amerikanische Diplomat William Jennings Bryan war im Jahre 1896 ein noch gänzlich unbekannter Mann. Im genannten Jahre hielten die amerikanischen Demokraten in Chicago eine vorbereitende Versammlung für die Präsidentenwahl. Man verhandelte auch über die Frage, ob Gold- oder Silberwährung praktischer sei, und die Goldwährung hatte in der Versammlung viele begeisterte Anhänger. Bryan aber war ein entschiedener Gegner derselben, und er verlieh dieser seiner Überzeugung beredten Ausdruck. Indem er sich lebhaft nach der Seite wendete, wo die „Golddelegierten“ saßen, rief er leidenschaftlich: „Ihr sollt und dürft nicht auf die Stirn der Arbeit

Digitized by Google

eine solche Dornenkrone pressen! Ihr sollt die Menschheit nicht auf einem Kreuz von Golde kreuzigen! Ebensowenig sollt ihr —"

Er konnte seinen Satz nicht zu Ende bringen. Fast die ganze Zuhörerschaft erhob sich und spendete dem Redner für seinen kühnen Vergleich stürmischen Beifall. Der unvollendete Ausspruch hatte solchen Eindruck gemacht, daß fünf Minuten später Bryan von seinen Mitdelegierten als demokratischer Präsidentschaftskandidat aufgestellt wurde.

Was er eigentlich hatte weiter erklären wollen, wußte er später selbst nicht mehr zu sagen.

König Karl I. von England ging mit einem nichtvollendeten Ausspruch in die Ewigkeit hinüber. Alles war zu seiner Hinrichtung fertig, der Scharfrichter wetzte noch einmal sein Beil, da fing der unglückliche Monarch, gegen den Erzbischof von Canterbury gewendet, zu sprechen an. Er brachte aber nur das eine Wort über die Lippen: „Gedenket —" Dann änderte er seine Absicht, wendete nur langsam das Houpt von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten und schritt schweigend und würdevoll dem Schafott zu.

Viele Mutmaßungen wurden geäußert, was der König wohl hatte sagen wollen, aber wer konnte behaupten, daß eine davon zutraf?

Man kann wohl sagen, daß Ströme von Blut nicht vergossen worden, Unsummen von Geld nicht vergeudet worden wären, wenn es dem Deutschen Gustav Klootz gelungen wäre, eine Aussage zu vollenden, die von ihm verlangt wurde. Der Mann hatte 1881 bis 1883 zu Hicks Paschas Armee im Sudan gehört und war in den letzten Tagen des Oktobers von ihm zum Mahdi desertiert. Er wurde vor den Mahdi, Mohammed Achmed, geführt, und dieser suchte von ihm zu erfahren, wie groß die Streitkräfte des englischen Feldherrn wären, den er verlassen hatte. Klootz war auch bereit, ihm genaue Mitteilungen darüber zu machen. „Er hat unter sich ein bedeutendes, wohlausgerüstetes Heer," fing er an, „mit modernen Waffen, Kanonen und reichlicher Munition."

Ungeduldig drängte der Mahdi: „Aber wieviele Soldaten hat er?"

Digitized by Google

„Europäer und schwarze Truppen zusammengezählt, hat er —"

Hier wurde ihm das Wort abgeschnitten, diesmal von Wad Suleiman, einem eingeborenen Berater des Mahdi, der ein geborener Ägypter war. Wad Suleiman wußte aus Mohammed Achmeds eigenem Munde, daß er den Krieg nicht fortzusetzen gedenke, wenn er sichere Kunde darüber bekäme, daß Hicks Pascha mehr als sechstausend Mann unter seinem Kommando habe. Nach dem, was Klootz bereits gesagt hatte, sah Suleiman voraus, daß er eine weit größere Zahl nennen würde, und um das zu verhindern, denn ihm lag alles an der Fortsetzung des Krieges, lenkte er auf so geschickte Weise die Aufmerksamkeit des Mahdi auf etwas, was eben draußen vor dem Zelte vorging, und fesselte ihn damit so, daß Klootz vergessen wurde und seinen Satz nicht zu Ende bringen konnte. Die Folge war, daß einige Tage darauf die blutige Schlacht bei Kaschgil gegen die Engländer vom Mahdi gewonnen und nach weiteren an Menschenopfern reichen Kämpfen tatsächlich der Sudan von Ägypten losgerissen wurde und dem Mahdi zufiel. C. D.

Der geschmuggelte Ungarwein. — In den sächsisch-böhmischen Grenzbezirken findet ein starker, sogenannter „Grenzlokalverkehr" statt. Die Österreicher besuchen besonders gern die sächsischen Grenzstädte, um sich hier an dem verhältnismäßig billigen bayrischen Bier zu laben, und umgekehrt pilgern die Sachsen gern nach Böhmen, um sich dort an dem besonders geschätzten Ungarwein eine Güte zu tun.

Eine Kegelgesellschaft aus einem sächsischen Grenzstädtchen hatte nun in voller Würdigung des jenseitigen vorzüglichen Tropfens beschlossen, ihren diesjährigen Winterausflug im Schlitten nach Böhmen hinüber zu unternehmen. Drüben hatte man denn auch vorzüglich gespeist und getrunken, und nur schweren Herzens trennte man sich von dem prachtvollen Ungarwein, der in Sachsen eben leider nicht in gleicher Güte zu haben war. Als ein glänzender Einfall wurde es daher begrüßt, als einer der Durstigsten aus der Kegelgesellschaft in Vorschlag brachte, die zwölf in den Schlitten liegenden Wärm-

Digitized by Google

flaschen, die jede etwa sechs Liter faßten, zu entleeren und mit Ungarwein füllen zu lassen. Gesagt — getan. Für die kurze Fahrt nach Hause würde man, schon in Anbetracht der innerlichen Einheizung, auch ohne heiße Wärmflaschen auskommen. Das Wasser wurde also herausgelassen und bald waren die zwölf Wärmflaschen mit dem schönsten Ungarwein angefüllt und in das Stroh der Schlitten eingebettet.

In stockfinsterer Nacht kam man unter Schellengeläute beim Zollhaus an; die Schlitten waren schnell abgefertigt und in der vergnügtesten Stimmung fuhr die Gesellschaft hinein in das sächsische Vaterland, sich freuend, daß man dem Zöllner ein Schnippchen geschlagen hatte.

Natürlich mußte der erfolgreiche Schmuggel im nächsten Wirtshaus, ein Stündchen vor dem Endziel, gehörig begossen werden. Man kehrte also im „Goldenen Schwan" ein, ließ ausspannen und bei einem frisch angesteckten Faß heimischen Bockbieres wurde der Kegelausflug beschlossen.

Die große Zeche und der unerwartete Verdienst hatte den Schwanenwirt mittlerweile veranlaßt, ein übriges zu tun, und als die Gesellschaft zum Aufbruch rüstete, ließ er in Hinblick auf die starke Kälte, die mittlerweile eingetreten war, durch den Hausknecht die ganz kalten Wärmflaschen leeren und mit heißem Wasser füllen. Dieser goß die Flaschen draußen in dem dunklen Hofe aus und füllte sie drinnen in der Küche mit wohltuendem heißem Wasser. Am nächsten Morgen wunderte er sich allerdings, welch eigenartig rote Spuren das Wärmflaschenwasser in dem Schnee hinterlassen hatte.

Was die Mitglieder der Kegelgesellschaft gesagt haben, als sie die wohlige Wärme der frischgefüllten Wärmflaschen umfing, darüber liegen leider keine Berichte vor. M.

Eine alte angelsächsische Uhr. — Chronisten haben uns die Beschreibung einer Vorrichtung überliefert, deren sich die Angelsachsen schon lange vor Wilhelm dem Eroberer (11. Jahrhundert) zu bedienen pflegten, die aber sonst wohl nirgends in Gebrauch gekommen war. Diese eigenartige Uhr, die man eigentlich eine „Abenduhr" nennen könnte, da sie in der Regel nur am Abend

Digitized by Google

verwendet wurde, bestand aus einer ziemlich starken, sehr langen Wachskerze, die in Grade abgeteilt war. Jeder dieser Grade stellte einen Zeitabschnitt dar; an der Teilstelle war ein Faden am Kerzendocht befestigt. Erreichte die Flamme des Dochtes den Faden und brannte ihn durch, so fiel eine an dem Faden hängende metallene Kugel in ein tiefes Becken und brachte dadurch einen gongähnlichen Ton hervor. Das bezeichnete den Ablauf einer Stunde. An der Zahl der im Becken liegenden Kugeln konnte man feststellen, wie viele Stunden seit Anzünden der Kerze verflossen waren. Dieser Zeitmesser arbeitete ziemlich genau und gleichmäßig, und des Kerzengießers Kunst war es, diese Genauigkeit vorzubereiten. O. Th. St.

Ein salomonisches Urteil fällte kürzlich ein oberhessischer Dorfbürgermeister. Einem Radfahrer war eine Gans unter die Räder gekommen. Er bot dem Eigentümer zwei Mark für das getötete Tier und wollte ihm die Gans dafür lassen. Der Geschädigte forderte drei Mark, wofür der Radfahrer die Gans behalten sollte. Der aber wollte die Gans nicht mitnehmen und konnte auch auf ihre Verwertung an Ort und Stelle keine Zeit verwenden. Da nun keine Einigung zu erreichen war, beschlossen die beiden das Ortsoberhaupt als Schiedsrichter anzurufen. Sein Spruch sollte entscheiden und für beide Teile bindend sein. Der Bürgermeister schlichtete den Streit in folgender Weise: „Du, Müller, verlangst also drei Mark und willst dem Herrn die Gans dafür überlassen, und Sie wollen dem Müller nur zwei Mark geben und ihm ebenfalls die Gans lassen. Da nun keiner von beiden die Gans will, so geben Sie mir die zwei Mark und du, Müller, die Gans!" — Beide händigten ihm das Verlangte aus, worauf der weise Richter eine Mark aus der Tasche zog, sie zu den zweien des Radfahrers legte und dem Geschädigten übergab. Dazu erklärte er: „Nun hat jeder seinen Willen!" — Die schöne Gans aber behielt er für sich. R. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Karl Theodor Senger in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Digitized by Google

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin S 61, Blücherstraße 31. ++++++++++++++++++++++++++++++++++

Eine Dame

welche zarte, weiße Haut u. blendend schönen Teint erlangen u. erhalten will, wäscht sich nur mit der allein echten

Steckenpferd-Seife

die **beste Lilienmilchseife** von **Bergmann & Co.**, Radebeul, à Stück 50 Pfg. überall zu haben. Ferner macht Cream „Dada" rote u. spröde Haut weiß und sammetweich. Tube 50 Pf.

Elektrischer Haarzerstörer!

Etwas Sensationelles bringt das medizinische **Warenhaus Dr. Ballowitz & Co., Berlin W. 57, Abt. Hy. B. 1.** Lästige Haare **mit der Wurzel** kann man jetzt selbst beseitigen, indem man den Apparat durch Knopfdruck in Funktion setzt. Durch konzentrierten galv. Strom trocknet die Wurzel ein, das Haar fällt sofort aus und ein Wiederwachsen ist unmöglich. **Hierfür bürgt die Firma und verpflichtet sich andernfalls das Geld zurückzuzahlen.** (Keine Elektrolyse.) Der Preis ist **Mk. 5.50 und Mk. 8.—** gebrauchsfertig (per Nachnahme). Einzige Methode, um Haare **für immer** zu beseitigen.

Solche

Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen **Nasenformer „Zello"** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Ill. Beschreibung umsonst. Bisher 100000 „Zello" versandt. Preis M. 5,—, M. 7,— und M. 10,— mit Anleitung und ärztlichem Rat. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W. 137, Winterfeldtstraße 34.**

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Im Wandel der Jahrtausende

Eine Weltgeschichte in Wort und Bild.

herausgegeben von

Dr. Albrecht Wirth.

480 Seiten Text mit 461 Abbildungen und 49 Kunstbeilagen nach Originalen hervorragender Künstler.

Vollständig in 48 Lieferungen zu je 50 Pfennig.

In Prachtband gebunden 32 Mark.

Mit diesem Werk bieten wir dem deutschen Volke eine gediegene Weltgeschichte, wie sie in dieser Art der Ausstattung und zu so billigem Preise noch nicht existiert. In lückenlosem Zusammenhang werden alle geschichtlich wissenswerten Ereignisse für jedermann verständlich und fesselnd erzählt. Ein solches Werk zu besitzen ist ein Bedürfnis für alt und jung. Allen denen, die ihre Mußestunden in würdiger Weise durch Pflege von Kunst und Wissenschaft verschönern und wertvoll machen wollen, wird es eine reiche Quelle der Unterhaltung und des Genusses sein, sowohl wegen des von Dr. Albrecht Wirth, einem Historiker von Fach, geschriebenen Textes, wie auch wegen seines großartigen Bilderschmucks.

... Der Verfasser dieses groß angelegten Werkes verbindet Sachlichkeit und Kürze mit erschöpfender Darstellung, er verliert sich nicht in Einzelfragen und weiß den Leser immer zu packen. Den Text begleitet ein künstlerisch vollendeter, ungemein reicher Bilderschmuck, so daß dies Werk in der Tat als eine hochinteressante, dabei sehr billige Weltgeschichte für jedermann zu bezeichnen ist — ein Werk, wie es bisher auf dem deutschen Büchermarkt gefehlt hat. (Hamburger Nachrichten.)

Wenn man beim ersten Heft leicht annehmen konnte, es sei besonders reich ausgestattet, um so gewissermaßen als Verlagsprospekt zu dienen, so belehren einen die nunmehr vorliegenden Lieferungen, daß die Fülle und Schönheit der Illustrationen Regel ist. Wir finden neben doppelseitigen Bildern zahlreiche Textillustrationen — alles in höchster technischer Vollendung. Der Text wird mit der Bezeichnung plastisch am besten charakterisiert. (Württemberger Zeitung.)

Zu beziehen durch alle Buch- und Kolportagehandlungen.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 011 825 242

Union Deutsch ... in, Leipzig.

Di

Zum g

952 S

Vollst

Für
Wartegg.
Photogra
angelegte

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Zu

Digitized by Google